

Diskurs – Sprache – Gesellschaftliches Wissen. Perspektiven einer Diskursanalyse nach Foucault im Rahmen einer Linguistischen Epistemologie

Dietrich Busse

Einleitung

Foucault hatte seine Idee des Diskurses (der diskursiven Formationen, des Dispositivs, der diskursiven Mechanismen) u. a. als Beitrag zur Erforschung dessen konzipiert, was er *épistémè* (die Episteme, das gesellschaftliche Wissen) genannt hatte. Sein Ziel war weniger eine allgemeine Theorie und Methode, sondern das, was man ‚inhaltlich ausgerichtet‘ nennen könnte: Es ging ihm insbesondere um die Entstehung und Entstehungsbedingungen gesellschaftlichen Wissens, das, was er Genealogie genannt hat oder, im Titel seines Theorie-Buches, „Archäologie des Wissens“. Auch wenn man in Zweifel ziehen kann, ob seine abstrakten theoretischen Aussagen (etwa im genannten Buch, aber auch in der wichtigen Antrittsvorlesung am Collège de France „Die Ordnung des Diskurses“) eine exakte Wiedergabe seines tatsächlichen empirischen Vorgehens sind, steht doch außer Zweifel, dass das Hauptinteresse Foucaults an seinen materialreichen Studien („Wahnsinn und Gesellschaft“, „Die Geburt der Klinik“, „Die Ordnung der Dinge“, „Überwachen und Strafen“, „Sexualität und Wahrheit“) bestand, und nicht nur an der Theorie. Dass seine Überlegungen in eigentümlicher Weise zwischen Philosophie, Soziologie, Historiographie angesiedelt sind, macht ihren besonderen Charme und einen der Hauptgründe für ihre Wirkungsmächtigkeit aus.

Vor allem die wissensanalytische Zielsetzung war es, die Foucaults Diskursbegriff für eine ebenfalls wissensanalytische Begriffsgeschichte und Historische Semantik interessant machte. Begriffe, Zeichen, Texte, Diskurse sollten dabei nicht für sich erforscht werden, sondern waren (und sind) ausschließlich in ihrer Funktion, (gesellschaftliches) Wissen zu bündeln und zum Ausdruck zu bringen, von Interesse. In diesem Sinne wurde bei dem erstmaligen Versuch der Formulierung einer genuin „linguistischen Diskursanalyse“ bzw. „Diskurssemantik“ (in Busse 1987 und Busse/Teubert 1994¹) auf den Diskursbegriff von Foucault Bezug genommen. Diese Bezugnahme führt zu zahlreichen theoretischen und methodischen Fragestellungen, die in Busse (1987) und Busse/Teubert (1994) nicht vertiefend diskutiert worden sind. Die wichtigsten dieser Fragestellungen sollen, insofern sie für die heutige Forschungsidee und -praxis einer „Diskurslinguistik nach Foucault“ (so der Titel von Warnke 2007) relevant sind, nachfolgend in aller notwendigen Kürze diskutiert werden, um daraus

1 Wiederabdruck im vorliegenden Band S. 13ff.

eine Nachjustierung der Zielsetzung einer epistemisch orientierten, linguistisch verfahren- den Diskursanalyse und Diskurssemantik abzuleiten.

1. Diskurs – linguistisch gesehen

Linguistisch-methodisch gesehen sind *Diskurse* präsent als überlieferte Texte und Textmen- gen (oder technischer ausgedrückt: als Textkorpora). Ob eine bestimmte Textmenge als zu- gehörig zu einem Diskurs X oder Diskurs Y aufgefasst wird, ist daher immer Ergebnis von objekt-konstituierenden Akten der wissenschaftlichen Beobachter und Analytiker. Im idea- len Fall ergeben sich aus Inhalten der fraglichen Textmengen Indizien dafür, dass ein diskur- siver Zusammenhang auch von den Text-Akteuren als solcher gesehen wurde. Das Vorkom- men von expliziten Zuordnungen von Texten zu bestimmten Diskursen (oder Teil-Diskursen, oder Ober-Diskursen) muss aber keineswegs die Regel sein, und darf nicht die alleinige Vor- aussetzung dafür sein, die fraglichen Texte einem Diskurs X oder Diskurs Y zuzuschreiben. Vielmehr ist diese Zuschreibung Ergebnis eines interpretativ-deskriptiven Akts, wie in kul- turwissenschaftlichen Forschungen üblich und anderenorts auch unumstritten.

Vielmehr kann ein Text (eine Aussage, ein Satz, ein Begriff) auch durch Teilaspekte seiner Semantik (auch durch solche Teilaspekte, die sich typischerweise der bewussten Auf- merksamkeit der Diskurs-Akteure entziehen) einem Diskurs X oder Diskurs Y zugeordnet sein (aufgrund interpretatorisch-deskriptiver Akte zugeordnet werden). Die Plausibilität einer solchen Zuordnung muss sich durch die kulturalistisch-semantische Beweisführung selbst ergeben. Es gibt keinen archimedischen Punkt ‚außerhalb‘ der wissenschaftlichen Analyse, durch den sie ihre ‚Richtigkeit‘ erweisen könnte. Diese kann sich vielmehr erst im wissen- schaftlichen Diskurs selbst ergeben.

Jede Diskursanalyse in semantischem und wissensanalytischem Interesse überschreit- tet zwingend die Grenze der ‚Normallinguistik‘, da sie sich mit *Textsemantik* und einer wis- sensanalytisch (nicht wie sonst allein üblich: einer lexikographisch) ausgerichteten Analy- se der *Bedeutung*, konkret: des Beitrags von Einzelzeichen zur Textbedeutung, beschäftigt, und damit mit Gegenständen bzw. Zielsetzungen, denen üblicherweise in der systemorien- tierten Linguistik nicht nachgegangen wird. Sie kann daher einer Art ‚interpretativer‘ oder ‚Tiefen-Semantik‘ zugeordnet werden; freilich einer solchen, die nicht notwendigerweise bei dem stehen bleibt, was die Diskursakteure selbst bewusst als ‚Bedeutung‘ elaborieren bzw. explizieren können.

‚Linguistisch‘ an einer Diskursanalyse sollten insbesondere Verfahrensregeln (Metho- den) der Untersuchung und (semantischen) Beschreibung sein. Dazu können gehören: Strikte Korpus-Orientierung; Sorgfalt bei der Auswahl und Zusammenstellung des Text- und Aus- sagen-Korpus; strikte Orientierung an den Zeichenfunktionen (unter Beachtung von Zei- chen-Typologien, sprachlichen Ordnungs- und Anordnungs-Regularitäten, textuellen Funk- tions- und Ordnungsmustern). Eine Diskursanalyse (nach Foucault) zielt vor allem auf die Feststellung von (inter-textuellen und trans-textuellen) Relationen zwischen Inhaltselemen- ten im Diskurs-Korpus (aber möglicherweise auch über seine vorgewählten Grenzen hin-

aus). Bei der Bestimmung solcher Inhaltselemente können teilweise ganz normale Methoden linguistischer (semantischer) Analyse benutzt werden. Wie u. a. bereits in Busse (2000, S. 51) ausgeführt, können solche Inhaltselemente

- als semantische Merkmale auftreten und als solche historische Isotopie-Ketten (nach Greimas 1971) bilden;
- sie können argumentationsanalytisch zu den Stützelementen einer textbasierenden Schlussregel gehören;
- sie können Präsuppositionen im Sinne der linguistischen Pragmatik sein oder durch Inferenzen zu erschließende Teile des Implizierten und Mitgemeinten (nach von Polenz 1985, S. 198 ff.);
- sie können sich hinter Namen, angesprochenen Personen, Sachen, Sachverhalten und Gedankenkomplexen verstecken;
- und sie können schließlich natürlich auch zur (lexikalischen) Oberflächenbedeutung von Wörtern, Begriffen und Texten gehören, in denen sie bemerkt oder unbemerkt wirksam werden.

Zur ‚Diskursanalyse nach Foucault‘ macht eine mit solchen Mitteln arbeitende linguistische Korpusanalyse und Textsemantik vor allem die Zusammenführung (in-Beziehung-Setzung) von Einzelergebnissen und die Zielsetzung, mit der diese erfolgt. ‚Linguistisch‘ kann eine solche Analyse dann genannt werden, wenn sie immer strikt am Textmaterial argumentiert, jede Aussage, die sie trifft, mit Verweis auf interpretatorisch gewonnene Leistungen einzelner Sprach- und Textelemente begründen kann, und die Ebenengliederung der Sprache ebenso wie die differenzierten Beiträge einzelner Sprachmittel und Sprachebenen zur eruierten Bedeutung/epistemischen Leistung berücksichtigt und detailliert verdeutlichen kann.

2. Diskurs – nach Foucault

Die Ebene der Diskurse ist in einer berühmt gewordenen Stelle aus Foucaults Antrittsvorlesung am Collège de France „Die Ordnung des Diskurses“ (1971, S. 48; dt. S. 32) als eine eigene, dritte Ebene *zwischen* den Ebenen der Sprache und des Denkens bestimmt worden. Auf dieser ‚Zwischenebene‘ sind vor allem die von ihm in seiner Vorlesung beschriebenen ‚diskursiven Mechanismen‘ wirksam, etwa als Ausschließungsmechanismen (für Themen, Inhalte, Aussagen, aber auch Personen), als Mechanismen von Produktionszwängen diskursiver Ereignisse (Aussagen, Inhaltselemente), als Strukturierungsmechanismen der Episteme und als Formationssysteme des Wissens. Man bewegt sich nicht zu weit von seinen Ideen, wenn man diese dritte Ebene als die Ebene des Wirkens des Sozialen in der Episteme identifiziert. Der *Diskurs* im Sinne Foucaults ist daher immer auch und vor allem der Bereich, in dem das gesellschaftliche Wissen *als* gesellschaftliches geprägt und gelenkt wird. Die Ebene der Sprache (der Texte, der Bedeutungen) wird von Foucault noch (gut strukturalistisch) rein instrumental gedacht, fern von wissensanalytischen Implementen. Ersetzt man jedoch Foucaults reduktionistischen Sprach- und Bedeutungs begriff durch einen zeitgemäßen (inter-

pretativen, ‚reichen‘, post-pragmatischen), dann kann man die von ihm angestrebte Analyse der Episteme linguistisch gesehen als Analyse der epistemischen Voraussetzungen für die Bedeutungshaftigkeit sprachlicher Einheiten (Wörter, ‚Begriffe‘, Sätze, Texte) konzipieren.

Foucaults Diskursmodell ruht auf dem Begriff der *enoncé*, der Aussage.² *Diskurs* definiert er als *eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören*. Wichtig ist ihm dabei, dass Aussagen nicht mit Äußerungen gleichgesetzt werden. Aussagen (als *enoncés*) sind für ihn offenbar abstrakte Größen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt auftreten können und nicht notwendig an eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden sind. Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden, spreche ich statt von *Aussage* lieber von *Wissenssegmenten*, die in verschiedener sprachlicher Gestalt artikuliert werden können. Diskurse sind für Foucault demnach in erster Linie als Formationssysteme von Wissenssegmenten wichtig, die, wie er weiter hervorhebt, die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion bestimmter Äußerungen steuern. Diskurse stellen damit für ihn ein epistemisch wirksames „historisches Apriori“ dar, welches die Produktion, das Erscheinen, die Serienbildung, die Formation und die Wirkungskraft von Aussagen steuert.

Als Grundbegriffe der Diskursanalyse nennt Foucault die vier Konzepte *Ereignis*, *Serie*, *Regelmäßigkeit* und *Möglichkeitsbedingung*. Mit *Ereignis* meint er das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines epistemischen Elements in einer Äußerung, einem Text usw. Dieses epistemische Element (*enoncé* bei Foucault) muss nicht rundweg neu sein (ist es tatsächlich eher selten); es reicht für die Ereignishaftigkeit das unvorhergesehene Auftreten in einer neuen diskursiven Umgebung. Treten solche Ereignisse häufiger auf, bilden sie *Serien* und werden damit zu Keimzellen diskursiver Formationen. Das Stadium der Etablierung neuer diskursiver Strukturen ist erreicht, wenn Serien diskursiver Ereignisse sich zu einer *Regelmäßigkeit* verdichtet haben. Als Systeme von Regelmäßigkeiten wirken die einmal etablierten diskursiven Formationen bzw. Strukturen als *Möglichkeitsbedingungen* der Produktion zukünftiger, thematisch benachbarter diskursiver Ereignisse. Sie steuern nicht nur das aktuelle Auftreten, sondern die Auftretensmöglichkeit einzelner epistemischer Elemente in bestimmten Kontexten überhaupt. Diskurse werden dann von Foucault auch als „Dispersionssysteme von Aussagen“ aufgefasst. Die Diskursanalyse untersucht also diskursive Ereignisse in einem Feld des Wissens und achtet dabei vor allem auf die Bedingungen des Erscheinens einzelner epistemischer Elemente in gegebenen epistemisch-diskursiven Kontexten. Diskurse erweisen sich als geregelte und diskrete Serien von diskursiven Ereignissen, in deren Analyse es vor allem auf die Identifizierung von Regelmäßigkeiten ankommt. In deren Analyse soll – mit den Worten Foucaults – herausgefunden werden „wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage (an einem gegebenen Punkt) erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“ (Foucault 1969, S. 143; dt. S. 159).

Begreift man es als Aufgabe einer deskriptiven, empirisch arbeitenden und kulturwissenschaftlich interessierten linguistischen Semantik, das der Bedeutungsfunktion sprachlicher Einheiten vorausgesetzte verstehensrelevante Wissen zu explizieren, dann kann es ein wichtiger Teilaspekt einer solchen wissensorientierten, d. h. epistemisch ausgerichteten Se-

2 Zum Nachfolgenden vgl. ausführlicher Busse 2003, S. 23 f., und Busse 1987, S. 222 ff.

mantik sein, auch die diskursiven Mechanismen im Sinne Foucaults in das Spektrum der zu berücksichtigenden Kriterien einzubeziehen. Diskursive Ereignisse, hier verstanden als das Auftreten von Wissens-elementen im verstehensrelevanten Wissen für gegebene Textbestandteile eines gegebenen diskursiven Korpus (Foucault nannte sie *énoncés*), können im Rahmen einer linguistisch-semantischen Analyse ebenso bestimmt werden wie Serien des Auftretens solcher Ereignisse und sich daraus in einem Korpus ggf. ergebende Regelmäßigkeiten. Die unhintergehbare Interpretativität jeder semantischen Analyse (wenn man will, kann man sie *hermeneutisch* nennen) steht diesen diskursanalytischen Analyse-möglichkeiten in keiner Weise im Wege. Da diese Auffassung gelegentlich angezweifelt wird, ist es unabdingbar, ein paar Worte zu grundsätzlichen Aspekten dessen, wie *Sprache* und *Bedeutung* sinnvollerweise aufgefasst werden können, anzumerken.

3. Sprache und Bedeutung

Als Sprache kann man ein Instrumentarium zeichenhafter Mittel bezeichnen, dessen sich Menschen zu Zwecken der Kommunikation und wechselseitigen Information bedienen. Kommunikation (auch ihr Spezialaspekt, die Information) ist Teil der umfassenden, oft auch ‚symbolisch‘ genannten menschlichen Interaktion. Als Teil sozialer Interaktion ist Sprache als Instrumentarium kommunikativer Mittel immer auch sozial konstituiert, Teil interaktiver Prozesse, denen sie dient. Dieses Instrumentarium ‚existiert‘ nur, insoweit es auch in Akten der menschlichen kommunikativen Interaktion benutzt wird, aus der es emergent entsteht. Die sprachlichen Instrumente können deshalb Instrumente genannt werden, weil sie Mittel sind, um die interaktiven Zwecke zu erreichen. Man muss daher immer zunächst von einer ontologischen Differenz zwischen diesen Mitteln und den durch sie erreichbaren (kommunikativen, interaktiven) Zwecken ausgehen. Diese ontologische Differenz schlägt sich insbesondere darin nieder, dass die Mittel als wahrnehmbare Entitäten der physischen Dingwelt realisiert werden, wobei ‚Dingwelt‘ wegen des flüchtigen Charakters der anthropologisch primären Kommunikationsmittel, der als *sprachliche Laute* bezeichneten, von Menschen produzierten akustischen bzw. Schallereignisse, etwas missverständlich klingt. (An den typischen Gegenständen einer Diskursanalyse, nämlich auf und mit physischem Material vergleichsweise dauerhafter realisierten schriftlichen Zeichen, wird der Dingcharakter der sprachlichen Instrumente schon sinnfälliger.)

Die als sprachliche Instrumente eingesetzten Produktionen von Schallereignissen oder graphischen Formen sind *Medium* (Mittler wie auch Mittleres) im elementaren Sinne. Sie sind das, was zwischen den unmittelbar nicht zugänglichen Denkwelten der an einer kommunikativen Interaktion beteiligten Individuen dadurch vermittelt, dass sie als ein diesen äußerliches, mit den üblichen Sinnesorganen wahrnehmbares Drittes zwischen die Individuen gestellt werden. Symbolische Interaktion und Kommunikation in diesem Sinne heißt dann zunächst und ganz elementar: künstlich Wahrnehmungsereignisse (Artefakte) zu schaffen, die mit den üblichen (praktischerweise: mit den am leichtesten zugänglichen) Sinneskanälen wahrnehmbar sind, und die auch als diese künstlichen Wahrnehmungsereignisse (d. h. auch

als künstlich, als Artefakte) wahrgenommen werden und interpretiert werden können. Solche medialen (als Mittleres einer kommunikativen Interaktion eingesetzte) Wahrnehmungsereignisse müssen (wie Sperber/Wilson 1986 an zahlreichen schönen Beispielen gezeigt haben) nicht zwingend konventionalisierte, für diesen Zweck spezialisierte Mittel sein (wie die späteren Sprachzeichen); es können auch ad hoc arrangierte Wahrnehmungsereignisse sein, deren Künstlichkeit (Artefakt-Eigenschaft, genauer: ‚von-Menschen-gemacht-sein‘) durchaus dafür ausreichen kann, dass sie als symbolische Zeichen (d. h. stehend für etwas anders) interpretiert werden kann.³ Menschliche Kommunikation kann daher in ihrem Kern zunächst als ‚Schaffen von Wahrnehmungsereignissen als Basis für interpretative Schlussfolgerungen für andere (Menschen)‘ beschrieben werden.

Es gibt gute Gründe dafür, anzunehmen, dass die Denkfigur *kommunikative Absicht/Intention* eine wichtige Rolle bei den durch die Arrangeure angestrebten interpretativen Schlussfolgerungen (Inferenzen) der Wahrnehmenden spielt. Schlussfolgerungsprozesse der hier einschlägigen Art sind erstmals von H. P. Grice (1968) beschrieben worden, auf den sich auch Sperber/Wilson (1986) teilweise beziehen. Natürlich ist der ontologische Status solcher ‚Intentionen‘ fraglich; sie kommen auch nur dadurch ins Spiel, da wir uns als Wahrnehmende und Interpreten von für uns durch Mitmenschen arrangierten Wahrnehmungsereignissen angewöhnt haben (könnten), bei unseren interpretierenden Schlussfolgerungen eine Instanz wie *Kommunikative Intention des Arrangierenden/Absicht bzw. Zweck des Arrangements* o. Ä. einzubauen, einfach, weil wir glauben, dass die meisten Handlungen von uns und unseren Mitmenschen irgendeinen Zweck verfolgen. Die als *Intentionen* funktionalisierten Elemente eines interpretativen Schlussfolgerungsprozesses haben mit den ‚wahren Absichten‘ der realen Arrangeure der kommunikativ zu deutenden Wahrnehmungsereignissen nur vermittelt etwas zu tun. Meist wird es sich um individuelle Extrapolationen aus dem eigenen Denken, Fühlen der Interpreten handeln. Der Sozialtheoretiker George Herbert Mead (1934, S. 152 ff.) benannte solche Extrapolationen, d. h. das Schließen vom Eigenen auf den Anderen (von den eigenen möglichen Intentionen auf die dem Anderen unterstellten Intentionen), mit der Gedankenfigur des ‚generalisierten Anderen‘. Da das die symbolischen Wahrnehmungsereignisse interpretierende Individuum zwar nicht ‚in den Kopf der Arrangeure schauen‘ kann, aber durchaus Zugang hat zu dem, was in seinem eigenen Kopf vorgeht, können die Intentionen auf diesem Wege der Generalisierung privater Erfahrungen und des Schließens vom Eigenen auf den Anderen durchaus eine zentrale, Kommunikation und Interaktion ermöglichende Rolle spielen. Symbolisch werden die Wahrnehmungsereignisse dadurch, dass sie als Medium (Mittleres) eines kommunikativ gemeinten, d. h. den Teil einer symboli-

3 Ein kleines Beispiel aus dem wirklichen Leben: In einer Wohngemeinschaft, in der wohnen zu dürfen ich einmal das Glück hatte, beliebte es einer Mitbewohnerin, ihr schmutziges Geschirr des Öfteren in einer Plastikwanne zu sammeln und es in der Klappe unter der Spüle zu verbergen, wo es über die Tage hinweg die Basis für blühende Schimmelpilzkolonien wurde. Es konnte dann geschehen, dass ein anderer Mitbewohner diese Schüssel schimmelverzierten Geschirrs wieder an das Tageslicht und damit in den Bereich des bei Betreten der Küche unmittelbar Wahrnehmbaren beförderte (z. B., indem er sie wieder auf die Spüle stellte); auf diese Weise im Wege des *Artefakts* ein Wahrnehmungsereignis schaffend, dessen kommunikativ-interaktiver Zweck dermaßen auf der Hand lag, dass alle weiteren Worte überflüssig wurden.

schen Interaktion bildenden Akts eingesetzt werden. Bei sprachlicher Artikulation (gleich ob akustisch oder optisch realisiert) nennt man diesen Akt üblicherweise einen *Äußerungsakt*.

Da die bisher beschriebenen artifiziellen, d. h. als Arrangement von Wahrnehmungsdaten geschaffenen Wahrnehmungseignisse in ihrer Interpretierbarkeit (und damit in ihrer ‚Symbolfähigkeit‘) meistens stark situationsgebunden sind in dem Sinne, dass sie meist nur in genau einer Situation (oder einem Typ von Situation) funktionieren (d. h. Auslöser der vom Arrangeur gewünschten Schlußfolgerungen sind), ist mit den menschlichen Sprachen ein komplexes und funktional ausdifferenziertes Instrumentarium für die Schaffung von künstlichen Wahrnehmungseignissen entstanden, das es ermöglicht, sich stärker von der Situationsbindung der Instrumente zu lösen. Basis dieser relativen *Situationsentbindbarkeit* (die wohl besser als *Multifunktionalität hinsichtlich des Situationsbezugs* bezeichnet wäre) ist das Entstehen von Funktionalitäts- und Gebrauchskonventionen für die jeweiligen kommunikativen Mittel in einer sozialen Gemeinschaft (Kommunikations- und Konventionsgemeinschaft).

Durch die Entstehung eines funktional spezifizierten Instrumentariums von Kommunikationsmitteln (Zeichen und Zeichenkombinations-Regelsysteme) entsteht eine dauerhaftere Bindung der externalisierbaren Ausdrucksmittel an Teile des gemeinschaftlichen Wissens (Weltwissens) der Angehörigen der Kommunikationsgemeinschaft. Dadurch rückt stärker in den Blickpunkt einer Analyse und Erklärung sprachgebundener menschlicher Kommunikationsprozesse dasjenige, was man zusammenfassend als *verstehensrelevantes Wissen* bezeichnen kann. Sprachzeichen sind daher konventionell gefestigte Mittel zur regelbasierten Schaffung von Wahrnehmungseignissen mit dem Zweck, durch das Schaffen dieser Wahrnehmungseignisse die Aktivierung von bestimmten Sektionen von verstehensrelevantem Wissen durch die (angezielten) Wahrnehmenden (Interpreten) zu induzieren. Eine solche Auffassung der fundamentalen Eckdaten der Funktionsweise menschlicher kommunikativer Interaktion rückt das verstehensrelevante Wissen in den Mittelpunkt jeder Analyse von Sprache, sprachlicher Mittel und sprachlicher Zeichenkonglomerate (seien es Sätze, Texte oder ganze Diskurse).

Linguistische Semantik wird dann im Wesentlichen zu einer Analyse von Sektionen des verstehensrelevanten Wissens – und der Konventionen, welche solche Sektionen zu den ausdrucksseitigen Mitteln in Beziehung setzen. Genauer gesagt geht es in einer epistemisch reflektierten linguistischen Semantik, auch und gerade einer Diskurssemantik nach Foucault, darum, durch akribische linguistische Beschreibung den Beitrag jedes einzelnen Sprachzeichens und jeder Konstellation von Sprachzeichen zur Aktivierung von Teilelementen oder Sektionen des verstehensrelevanten Wissens möglichst exakt zu spezifizieren. Dies geht nur durch korpusgestützte Analyse auf der Basis größerer Zeichen- oder Textmengen. (An anderen Orten habe ich mehrfach ausgeführt, warum ich der Meinung bin, dass zu Zwecken einer solchen epistemisch orientierten Semantik oder *linguistischen Epistemologie* sich insbesondere das Modell einer noch vollständig zu entwickelnden Wissensrahmen- oder Frame-Analyse zu eignen scheint.⁴)

Die ‚Bedeutung‘ sprachlicher Kommunikationsinstrumente ist eng mit ihren üblichen, d. h. konventionalen Gebrauchs- bzw. Einsatz-Weisen in aktueller sozialer (kommunikativer)

4 Siehe dazu mit explizitem Bezug auf die Ziele einer linguistischen Diskursanalyse ‚nach Foucault‘ Busse 2008a, 2008b, 2012b sowie grundsätzlich zum Frame-Modell Busse 2012a.

Interaktion verbunden. Da Akte sozialer Interaktion immer in spezifischer Weise situiert sind, zahlreiche Situationsfaktoren aufgrund der menschlichen Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit aber auch unabhängig von den Bedeutungsfunktionen der Zeicheninstrumente in den Prozess der interpretierenden Schlussfolgerungen der Rezipienten eingehen, bekommt dieses ‚interaktionsbegleitende‘ Wissen eine mehr oder weniger wichtige Funktion für den Gesamtprozess der interpretativen Schlussfolgerung. (In der Sprachphilosophie entwickelte Konzepte wie etwa die *Sprachspiele* Wittgensteins sind ein Versuch, solche para-sprachlichen Wissensbedingungen des Sprachsystems zu berücksichtigen.) Manche Forscher ziehen daraus den problematischen Schluss, dass zwischen den konventionell an die Sprachinstrumente gekoppelten Teilen des verstehensrelevanten Wissens und situationsbezogenen, unabhängig von diesen aktivierten Wissensbestandteilen gar nicht mehr unterschieden werden könne und solle. (Dieser Schluss ist deswegen problematisch, weil dadurch der instrumentale Charakter der sprachlichen Ausdrucksmittel stark in Frage gestellt wird.) Insbesondere in schriftlicher Kommunikation ist jedoch der größte Teil der wissensaktivierenden bzw. wissen-evozierenden Leistung des Akts der kommunikativen Interaktion an die sprachlichen Instrumente selbst delegiert. Je älter ein Text-Dokument ist, desto geringer fällt der Teil des vorab beigesteuerten Wissens der Interpreten aus, und desto zentraler wird die schlussfolgerungs-auslösende Funktion der Sprachmittel selbst. Richtig ist jedoch die Annahme, dass ganz ohne kontextuelles Wissen (das hermeneutisch gesehen als ‚Vor-Wissen‘ charakterisiert werden müsste) die Sprachinstrumente ihre schlussfolgerungs-auslösende Kraft tendenziell ganz verlieren könnten.

Was wir üblicherweise die ‚Bedeutung‘ eines sprachlichen Zeichens (und, daraus abgeleitet, die Bedeutung von strukturierten Gebilden aus sprachlichen Zeichen, wie Sätze, Satzteile, Textteile und Texte, bzw. sprachliche ‚Äußerungen‘) nennen, ist wissensanalytisch gesehen das auf Konventionen und in einer Kommunikationsgemeinschaft geteilten Kommunikations- bzw. Symbolische-Interaktions-Erfahrungen beruhende Potential physisch realisierter Wahrnehmungs-Ereignisse (bzw. -objekte), in regelmäßig erwartbarer (und wiederholbarer, iterierbarer) Weise als Basis schlussfolgernder (inferenzieller) interpretativer Aktivitäten der Rezipienten (Wahrnehmenden) die Aktivierung eines bestimmten Wissens bei diesen Rezipienten zu induzieren (‚evozieren‘), oder zumindest nach Maßgabe des gemeinsamen, konventionellen gesellschaftlichen Wissens geeignet zu sein, diese Aktivierung regelmäßig induzieren zu können. Damit bekommt das Verhältnis von ‚Bedeutung‘ (sprachlicher Instrumente) und gesellschaftlichem Wissen eine zentrale Rolle für jede linguistische Semantik und Sprachverstehenstheorie, und damit indirekt auch für jede (text-) semantische und diskursanalytische Forschung.

4. Bedeutung und gesellschaftliches Wissen

Die Bedeutung, oder anders gesprochen: das epistemische Potential sprachlicher Zeichen-Arrangements, kann sich nur auf der Basis eines als gemeinsam und wechselseitig geteilt vorausgesetzten Wissens, also eines als ‚gesellschaftlich‘ zu bezeichnenden Wissens, ent-

falten. Die als Teil dieses gesellschaftlichen Wissens figurierenden Zeichengebrauchskonventionen können dann modellhaft auch als Zuordnungs-Relationen beschrieben werden. Durch konventionell gestützte Inferenzen ordnen Interpreten den wahrgenommenen Zeichen-Ausdrücken Elemente ihres vorhandenen Wissens zu. Indem die wahrgenommenen Zeichen-Ausdrücke in neuen und überraschenden Kombinationen auftreten können, können im Zuge ihrer inferenziellen Verarbeitung (Interpretation) durch die Wahrnehmenden (die Rezipienten) emergent Konstellationen von Wissenselementen entstehen, die durch die Rezipienten in dieser Kombination bisher noch nicht ‚in ihrem Kopf‘ aktualisiert worden sind. Man nennt dies auch *Information* oder *neues Wissen* (für die jeweiligen Rezipienten). Foucault sprach in diesem Zusammenhang vom Unvorhergesehenen, Ereignishaften mancher diskursiver Ereignisse (enoncés).

Zunächst einmal unterscheidet sich die inferenzielle Interpretation wahrgenommener physischer Sprachzeichen-Realisationen nicht prinzipiell von der deutenden, inferenziellen epistemischen Verarbeitung anderer Wahrnehmungsdaten. Menschen sind Wesen, die es gelernt haben, ihre Umwelt zu interpretieren, zu deuten. Sie sind nicht die einzigen Wesen, die diese Fähigkeit und Praxis aufweisen, aber in ihrem Falle sind die Deutungen unhintergebar mit sozialem Wissen verflochten, durch gemeinschaftliche Deutungsergebnisse mitkonstituiert. Jedes sprachliche Zeichen wird daher immer auch als Anzeichen interpretiert, wie bereits Husserl (1913, S. 23) herausgearbeitet hat (und zwar als Anzeichen für bestimmte Gedanken des Zeichenproduzenten). Diese Anzeichenfunktion wäre indes nicht möglich, gäbe es nicht ein Fundament eines in unzähligen Akten sozialer Interaktion konstituierten, bestätigten und gefestigten Wissens, das gerade durch diese Notwendigkeit der unablässigen (itierierbaren) Wieder-Bestätigung als soziales, gesellschaftlich konstituiertes Wissen erwiesen ist. In der sozialpsychologisch motivierten Gedächtnisforschung von Frederick C. Bartlett (1932) sind überzeugende Evidenzen dafür erarbeitet worden, dass bereits elementare Prozesse der individuellen Wissenskonstitution (deren Ergebnisse er als *Schemata* bezeichnete) sozial determiniert sind, indem in sie Erwartungen an das sozial Vermittelbare sowie Erwartungen an die Erwartungen der sozialen Umgebung gegenüber dem Schema-Bildenden (sogenannte Erwartungserwartungen) eingehen. Sozial vermittelte und ggf. induzierte Einflussgrößen wie Erwartungen, Interessen, Zweck-Vorstellungen wirken offenbar bereits auf elementarster Ebene in die Konstitution individueller Wissensstrukturen ein. Wissensstrukturen sind stets prototypikalisch geprägt; in ihnen schlagen sich die sozial konstituierten und vermittelten Prototypen nieder. Etablierte Schema- bzw. Konzept-Strukturen müssen zwar stets individuell aufgebaut werden, doch folgt dieser Aufbau Kriterien, die Ergebnis sozialer Interaktion und letztlich sozial gesteuert sind.

Der hier und zuvor benutzte Begriff des *geteilten* oder *gemeinsamen* oder *sozialen Wissens* ist jedoch nicht ganz unproblematisch. Viele Forscher und Philosophen verstehen unter *Wissen* nur gesichertes, zertifiziertes, sogenanntes *wahres Wissen*. (Ganze Schulen der modernen Philosophie und Logik – auch der modernen Sprachwissenschaft und insbesondere der Semantik –, vor allem der sprachanalytischen Philosophie angelsächsischer Prägung, beruhen auf dieser wissensanalytisch gesehen hoch problematischen Idee der *Wahrheitsfunktionalität*.) Dem ist entgegenzuhalten, dass es kein sicheres Fundament für *Wahrheit* in

diesem Sinne gibt, es sei denn, man sucht sie (wie etwa Jürgen Habermas 1973) im *Konsens* einer sich nach rationalen Regeln konstituierenden und verhaltenden idealen Diskursgemeinschaft. Für die kommunikationstheoretisch interessierten Autoren Sperber/Wilson (1986) ist der Begriff *geteiltes* oder *gemeinsames Wissen* (mutual knowledge) jedoch problematisch, da man die Gemeinsamkeit von Wissen nie zweifelsfrei nachweisen kann. Sie gehen im Gegenteil davon aus, dass das individuelle Wissen von zwei Menschen niemals vollständig ‚identisch‘ sein kann (aufgrund der lebensgeschichtlich unwiederholbaren und nicht duplizierbaren, und daher im strengen Sinne einmaligen, Erfahrungen von Wahrnehmung und sozialer Interaktion in ihrer je spezifischen lebensgeschichtlichen Konstellation). Sperber/Wilson (1986) schlagen daher vor, stattdessen besser von „wechselseitigem Manifestsein“ (mutual manifestness) von verstehensrelevantem Wissen zu sprechen.

Für linguistisch-semantische Forschungen, auch für eine linguistische Diskursanalyse, ist die Frage der *Wahrheit* grundsätzlich keine Voraussetzung des Wissensbegriffs. (Für Foucault 1971 war *Wahrheit* vielmehr einer der wichtigen Ausschließungsmechanismen in Diskursen, ein Machtinstrument, und als solches ein interessantes Objekt – und nicht Voraussetzung – für diskursanalytische Untersuchungen.) Ob Wissen nur fiktional (etwa Feen, Elfen, Teufel, Götter, Orks, Jedi-Ritter, Quarks, Diskurse, Bedeutungen) oder ‚real‘ ist, ist für die Semantik und die Diskursanalyse sekundär. *Wissen* in dem hier allein ausschlaggebenden Sinne als *verstehensrelevantes* oder *verstehensermöglichendes Wissen* umfasst die Gesamtmenge epistemischer Elemente, die aufgrund der Wahrnehmung von als Sprachzeichen zu interpretierenden physischen Realisierungen von den Wahrnehmenden/Interpretierenden inferenziell aktiviert werden (müssen). Und dies ist von der Frage der *Wahrheit* zunächst einmal völlig unabhängig. (Nicht unwichtig ist diese Frage z. B. jedoch dafür, welcher Textsorte und sprachlich-kommunikativen Interaktionsform eine sprachliche Zeichenfolge zugerechnet wird. Sie kann z. B. eine erhebliche Rolle im Verstehen von Ironie, indirekten Sprechakten allgemein usw. spielen, wie z. B. Grice 1968 mit seiner Implikaturtheorie anhand der „Kommunikationsmaxime der Wahrheit“ gezeigt hat. Dort beeinflussen Hypothesen der Interpretierenden über die Wahrheit oder Wahrheitsfähigkeit von Aussagen erheblich den Inferenzprozess und damit das Ergebnis der Wissenskonstitution durch die jeweilige kommunikative Interaktion.)

„Wechselseitig manifest“ (im Sinne von Sperber/Wilson 1986) ist ein Wissen dann, wenn die sich nach den Zeichenverwendungskonventionen der Gesellschaft ergebenden sozial kompatiblen Interpretationen nur dann möglich sind, wenn man ein bestimmtes interpretations- bzw. inferenz-leitendes Wissens als wechselseitig gegeben unterstellt. Verstehende/Interpretierende realisieren dieses Wissen also im Modus der Unterstellung. Für die semantische Analyse durch Außenstehende gibt es keine ‚sicheren‘ Indizien dafür, wann welches Wissen ‚wirklich‘ wechselseitig manifest ist. Auch als Analysierende muss man dieses Wissen daher aus den beobachtbaren Daten extrapolieren, durch Inferenzen (mithin durch ‚Deutung‘) gewinnen. Semantisch oder diskursanalytisch motivierte Wissensanalyse verbleibt daher immer im Modus der ‚Interpretation‘, ist Teil einer, vielleicht methodisch abgesicherten und unterstützten, skrupulösen, empirisch verfahrenen ‚Hermeneutik‘. Indem das Soziale schlechthin (das, was wir ‚Gesellschaft‘ nennen) nichts anderes als ein Verbund symbolischen

Geschehens ist, und da ein Symbol eben das ist, was nur durch Deutungsakte Realität und Einfluss gewinnt, entsteht daraus aber keinerlei Widerspruch. Zu konstatieren, dass ‚Bedeutung‘ einerseits ein durch und durch soziales Phänomen ist, und andererseits festzustellen, dass es nur durch ‚Deutung‘ (und daher immer nur auf der Basis individueller Gewissheit, fern jeder Möglichkeit zu ‚strenger Objektivität‘) inhaltlich bestimmt werden kann, ist daher kein Widerspruch, sondern markiert zwei Aspekte ein und desselben (epistemischen, interaktionalen, und damit auch ‚sprachlichen‘ bzw. ‚semantischen‘) Funktionszusammenhangs.

5. Architekturen des Wissens

Auf der Basis des bisher Ausgeführten und im Rahmen eines sich als Teil der (gesellschaftlichen) Semantik und linguistischen Diskursanalyse begreifenden Forschungsansatzes von „Architekturen des Wissens“ zu sprechen (so der Titel von Busse 2005), mag gewagt erscheinen. Ich begreife aber die linguistische Diskursanalyse oder (wenn man so will) *Diskurssemantik* als Teil einer dezidiert kulturwissenschaftlich orientierten und arbeitenden (*kulturanalytischen*) Sprachwissenschaft (vgl. dazu als Überblick und programmatisch Busse 2014; Linke 2003 und Günthner/Linke 2006). Während sich die ‚klassische Linguistik‘ (Strukturalismus, Generativismus, logisch-wahrheitsfunktionale Semantik) überwiegend, wenn nicht ausschließlich, für abstrakte ‚Gesetzmäßigkeiten‘ und Regeln interessiert hat, unterscheidet sich eine kulturwissenschaftlich orientierte oder interessierte Linguistik von jener deutlich dadurch, dass sie sich auch für die in und mit Sprache verhandelten Inhalte interessiert und sie für einen möglichen Gegenstand sprachwissenschaftlicher Analyse hält. Ganz besonders gilt dies für eine kulturwissenschaftlich interessierte linguistische Semantik und auch die Diskursanalyse. Die von Foucault apostrophierte *Genealogie* oder *Archäologie* des Wissens kann sich im Rahmen einer solchen Semantik und auch der Diskursanalyse darin niederschlagen, dass man sich eben auch mit dem Versuch einer Beschreibung der Strukturen und *Architekturen* des gesellschaftlich erzeugten kulturellen Wissens beschäftigt, insofern es als verstehensrelevantes Wissen in das eingeht, was man üblicherweise die ‚Bedeutung‘ (eines Wortes, Satzes, Textes) nennt. Es interessiert dann eben nicht nur, *dass überhaupt* gesellschaftliches Wissen *irgendwie* in die individuellen Deutungsakte sprachlicher Einheiten einfließt, sondern *genau auf welche Weise* die sprachlichen Instrumente dabei wirksam werden und *detailliert, genau wie* und *aufgrund welcher Strukturen und Relationen* innerhalb der Zeichen-Verkettungen sie dazu beitragen, eben genau ein bestimmtes (und nicht irgendein) Wissen zu evozieren, und zwar eines, das in einer bestimmten (und eben nicht: in einer beliebigen) Struktur aktiviert wird. Eine solche Zielsetzung ist (auch wenn sie nach Auffassung mancher Forscher dem prinzipiell interpretativen – wenn man so will: hermeneutischen – Charakter jeder Bedeutungs- und Diskursanalyse zu widersprechen scheint), sowohl semantisch als auch epistemologisch, als auch diskursanalytisch gesehen ebenso sinnvoll wie zielführend.

Zur Beschreibung von Strukturen des menschlichen Wissens (das hier als verstehensrelevantes Wissen ins Spiel kommt) sind unterschiedliche Modelle vorgeschlagen worden.

Die meisten dieser Modelle kreisen um das, was üblicherweise *Begriff* oder *Concept* genannt wird. Während man im Enzyklopädismus des 17./18. Jahrhunderts die als Begriffsstrukturen begriffenen Wissensstrukturen gerne in komplexen, als mehr oder weniger systematisch und wohlgeordnet aufgefassten Begriffshierarchien beschrieben hat, und solche Modellvorstellungen auch heute noch in den sogenannten Kognitionswissenschaften unter dem Namen der ‚Ontologien‘ sich großer Beliebtheit erfreuen, sind in der jüngeren Forschung verschiedener Disziplinen unterschiedliche wissensanalytische Vorstellungen entwickelt worden, die auch den oft eher zufälligen, unsystematischen Verbindungen, Strukturen und Teilstrukturen im kulturellen Wissen nachspüren möchten. Insbesondere die sich von der älteren Personen-, Ereignis- und Sachgeschichte, der Ideengeschichte und der Wortgeschichte abgrenzende moderne kulturwissenschaftlich orientierte *Begriffsgeschichte*, wie sie prominent insbesondere vom Historiker Reinhart Koselleck⁵ vertreten worden ist, geht in ihrer wissensanalytischen Tiefe weit über die älteren begriffslogischen Hierarchiemodelle (und auch ihre neuen Adepten in der KI) hinaus und fragt eher nach den diskursiven und epistemischen Zusammenhängen des sich in den an Sprachzeichen oder zumindest Texte gebundenen historisch wirkungsmächtigen und die gesellschaftliche Selbstverständigung leitenden *Begriffen* manifestierenden sozialen Wissens.

Ich gehe davon aus, dass es ein sinnvolles Ziel einer kulturwissenschaftlichen Analyse des bedeutungsrelevanten (verstehensrelevanten, diskursiv verhandelten und erzeugten) Wissens sein kann, auch unabhängig von der Frage nach seiner Genealogie und historischen Vorprägung der Frage nach der Struktur (bzw. den Strukturen) dieses Wissens nachzugehen. Dass man dabei (wie aber in jeder anderen Wissenschaft auch) immer nur über Modelle redet, die sich empirisch mehr oder weniger gut plausibilisieren lassen, ist als selbstverständlich stets vorausgesetzt, muss einen aber auch nicht an diesbezüglichen empirischen Forschungsbemühungen hindern.

Eines dieser Modelle (oder besser: Modell-Komplexe) ist die Idee, dass es schematische Strukturen, Wissensrahmen, Frame-Strukturen gibt, die insbesondere auch in den sprachlichen Instrumenten und ihren Verwendungsregeln und -möglichkeiten ihren Niederschlag finden. Diese ‚Modell-Familie‘ geht davon aus, dass menschliche Wissensstrukturen immer über einen prototypisch orientierten Kern und über variable, ‚ausfüllungsbedürftige‘ Elemente zugleich verfügen. Begriffe oder Frames (Begriffskomplexe oder Framekomplexe) werden dann als dynamische, rekursive und vielfältig intern vernetzte epistemische Strukturen aufgefasst. *Dynamisch* heißt dabei, dass die Wissensstrukturen nicht fest und unveränderlich sind, sondern jeweils in jedem Moment der epistemischen Aktivität (man könnte in Bezug auf Sprache auch sagen: in jedem Moment der sozialen Interaktion, in dem geäußerte Sprachzeichen interpretiert, zur Inferenzbasis werden) neu erzeugt werden müssen. Die diachrone Veränderlichkeit ist ihnen daher von allem Anfang an eingeschrieben. (Dies ist wichtig für die Semantik, da sich daraus ergibt, dass Bedeutungswandel nicht ein Sonderfall, sondern der Normalfall ist.) *Rekursiv* heißt, dass jede gegebene Wissensstruktur (jeder Wissensrah-

⁵ Zunächst in der von ihm verfassten Einleitung zum bedeutenden Handbuch *Geschichtliche Grundbegriffe* (Koselleck 1972), dann in zahlreichen Aufsätzen, u. a. Koselleck 1978. Für einen Überblick siehe die posthum herausgegebene Aufsatzsammlung 2006. Zur Diskussion siehe Busse 1987, S. 15 ff. und S. 43 ff.

men, Frame oder Begriff) im Prinzip weiter ausdifferenziert werden kann in ‚kleinere‘ Unterstrukturen (aber auch umgekehrt, dass vorhandene Framestrukturen immer eingebettet sein können in ‚übergeordnete‘ Wissensstrukturen, von denen sie Teile ihrer jeweiligen epistemischen Elemente ‚erben‘ können). Die Vernetzung (Querverweise, Anschlüsse, Voraussetzungs-Relationen) kann auf vielfältige und diffizile Weise an jeder Stelle innerhalb einer komplexen Wissens- oder Frame-Struktur erfolgen. Alle drei Kriterien: Dynamik, Rekursivität und Vernetzung, verhindern, dass die Wissensstrukturen als statische und streng hierarchische Ordnungen missverstanden werden. Gerade die Dynamizität, Rekursivität und Querverweisung machen die Wissensstrukturen nun aber auch zu einem interessanten Gegenstand kulturwissenschaftlicher und kulturhistorische Forschung.

Ein auf dem Gedanken der Wissensrahmen beruhendes Modell des verstehensrelevanten, diskursiven Wissens trägt zur Verwirklichung der Interessen genuin kulturwissenschaftlicher und kulturhistorischer Forschung erheblich dadurch bei, dass es geeignet ist, Querbeziehungen, Voraussetzungs- und Bedingungs-Verhältnisse, ‚epistemische Aufladungen‘ u. ä. im gesellschaftlichen Wissen präziser und strukturierter zu beschreiben, als dies mit den eher intuitiven Verfahren traditioneller kulturwissenschaftlicher Forschung möglich oder üblich ist.⁶ An die Stelle hermeneutischen Extemporierens kann eine geregelte und strukturierte Analyse von Wissensbeziehungen treten, die zwar im Prinzip nicht weniger interpretativ ist, aber die überprüfbarer, systematischer und in gewissem Sinne auch valider sein kann. Auch wenn die ‚Architekturen‘, ‚Teil-Architekturen‘, Teil-Struktur-Beschreibungen, die sich aus einer solchen wissensrahmengenstützten Analyse ergeben, nie als statisch missverstanden werden dürfen (so dass sich Grenzen für die metaphorische Tragweite der ‚Architektur‘-Analogie ergeben), kann es ein sinnvolles Ziel einer kulturwissenschaftlich orientierten, am durch Sprachzeichen evozierten verstehensrelevanten Wissen ansetzenden Epistemologie (Wissensanalyse) sein, Strukturgefüge in diesem Wissen auch als diese Strukturgefüge aufhellen und differenziert beschreiben zu wollen.

Eine *linguistische Epistemologie* (wie man diese Forschungsorientierung nennen könnte⁷) muss sich dabei insbesondere zum Ziel setzen, aufzuklären, welchen Beitrag präzise welche sprachlichen Teil-Einheiten und Strukturen zur Evokation welcher Wissensbestandteile leisten. Auch wenn Sprach- und Textverstehen ein grundsätzlich eher holistisches Geschehen ist, wird man um ein gewisses Maß linguistischer, text- und sprachzeichen-bezogener Akribie nicht herumkommen, wenn denn die anzustrebende Wissensanalyse noch eine ‚linguistische‘ (oder besser: linguistisch gestützte, am Sprachmaterial belegte) Epistemologie sein soll. *Architekturen des Wissens* (oder vielleicht besser: Strukturgefüge im Wissen) kommen dabei ‚nur‘ – aber eben auch: ‚gerade‘ – soweit in Betrachtung, als sie die kommunikativen, textuellen und eben auch diskursiven Leistungen sprachlicher Zeichengefüge stützen, erklären und beschreiben können. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

6 Für eine enge Vernetzung von linguistischer Diskursanalyse nach Foucault und Frame-Semantik tritt dezidiert auch Alexander Ziem ein (siehe sein Beitrag in diesem Band sowie Ziem 2005, 2008a und 2008b).

7 Und wie sie wiederholt in Busse 2005, 2006, 2007b, 2008a, 2008b beschrieben und in Busse 2012 (v.a. Kap. 8, S. 727-827) ausführlicher dargestellt worden ist.

6. Das Wissen im Diskurs

Für Foucault stand im Zentrum seines Interesses an den Diskursen neben den Ausschließungsmechanismen (wie Wahrheit, Verknappung der sprechenden Subjekte, Ausschluss von Themen, Inhalten) und den Strukturierungsmechanismen (wie Produktionszwänge für Aussagen und Inhalte, Zwänge, bestimmte Themen zu bedienen und dies mit bestimmten epistemischen Elementen) insbesondere auch das Ereignishafte der sogenannten *diskursiven Ereignisse*. Sein Diskursbegriff ist daher janusköpfig: Ebenso wichtig wie die „diskursiven Zwänge“ sind für ihn diskursive Ereignisse, die die Zwänge und Prädeterminationen der machtkonstituierten Diskursstrukturen immer wieder durchbrechen. Jede Diskursanalyse, auch eine epistemologisch interessierte (wie die hier vorgeschlagene), muss sich daher dem Dualismus von Kontingenz und Determination in ihrem Untersuchungsmaterial stellen. Den Charakter und die Wirkweise dieses Dualismus kann man vielleicht am besten mit einer Analogie verdeutlichen, die sich zugleich auf eines der wichtigsten diskursiven Themen der modernen nach-aufklärerischen Menschheit bezieht. Es ist eine Analogie zu Begriffen/Ideen wie *Chancengleichheit*, *Gleichberechtigung*, *pursuit of happiness*.

Diese Ideen versprechen den einzelnen Menschen eine (in diesem Falle: lebensgeschichtliche) Kontingenz, die ihre Grenzen immer wieder an der Determination der herrschenden Verhältnisse findet. Auch wenn z. B. das Bildungssystem der Bundesrepublik Deutschland die Hoffnung auf das Wirksamwerden auch im Faktischen der im Prinzip gegebenen Kontingenz der Chancengleichheit im beruflichen Bereich verspricht (dasselbe gilt für die Kontingenz der Gleichberechtigung von Frauen und Männern in allen Lebensverhältnissen oder das Versprechen des *pursuit of happiness* aus der US-amerikanischen Verfassung), so heißt dies noch lange nicht, dass alle türkisch-, marokkanisch-, serbisch- oder rumänisch-stämmigen Schulkinder hierzulande tatsächlich dieselben durchschnittlichen Bildungsverläufe und damit Berufschancen haben wie die Kinder ohne solche Migrationshintergründe.

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Verhältnis von Kontingenz und Determination in den gesellschaftlichen Diskursen und in der in diesen Diskursen (und aufgrund der als Teile der Diskurse externalisierten Sprachzeichenketten) interpretativ konstituierten Bedeutung bzw. in dem durch die Interpretation gewonnenen, aber diskursiv verankerten Wissen. Prinzipiell – von der lichten Höhe der unvermischten philosophischen Betrachtung her – mag die aufgrund existierender diskursiver Entitäten (Zeichenketten oder anderes Deutbares) von den konkreten interpretierenden Individuen konstituierbare Bedeutung, das als Ergebnis dieser Interpretation konstituierte/abgerufene/instantiierte Wissen, kontingent sein. Faktisch vollzieht sich die Bedeutungsgewinnung bzw. Wissensaktivierung/-konstitution aber in den Strukturen eines lebenszeitlich und lebensweltlich je spezifischen, in gegebenen Strukturen geformten, tendenziell prädeterminierten und prädeterminierenden, gesellschaftlich konstituierten, vermittelten und ‚garantierten‘ Wissens als der Möglichkeitsbedingung der kommunikativen und interaktiven Konstitution text- bzw. sprachzeichengestützter ‚Bedeutung‘.

‚Bedeutung‘ im diskursanalytischen und zugleich wissensanalytischen Sinne vollzieht sich also nie im Modus reiner Potentialität, reiner Kontingenz; viel eher handelt es sich um eine gesellschaftlich gelenkte, ‚domestizierte‘, strukturierte, prädeterminierende Kontingenz,

die dem gutbürgerlichen karikaturistischen Verhalten gleicht, welches dem Hartz-IV-Empfänger der dritten Generation versichert: „Wenn Du Dich nur angestrengt hättest, dann hättest auch Du es zum Vorstandsvorsitzenden bringen können.“ Dieses Verhältnis von harter determinierender Realität und dem schönen Traum reiner Kontingenz sollten sich all die Vertreter einer anti-epistemologischen Idee von Diskurs und Bedeutung vor Augen halten, die die Kontingenz der diskursiven Bedeutungskonstitution kontrafaktisch so weit über die Prädetermination hinaus erheben (und damit ihre gesellschaftlichen Mechanismen implizit leugnen).

Das prekäre Verhältnis von Kontingenz und Determination ist in der Linguistik und Sprachphilosophie gelegentlich (meist aber nur am Rande) diskutiert worden. So sagte z. B. niemand anderes als Grice: Ich kann nicht „das ist grün“ meinen und „das ist rot“ sagen, wenn ich noch mit Hoffnung auf Gelingen am gesellschaftlichen Diskurs teilnehmen will. Damit erweist er sich entgegen dem Vorurteil eben nicht als ein die Kontingenz überhöhen-der reiner Intentionalist (wie es seiner Position immer wieder vorgeworfen wurde), sondern beharrt darauf, dass die gesellschaftlichen Konventionen (und damit die partielle Determination) einen wesentlichen Teil zum Bedeutungsgeschehen beitragen. Ähnliche Aussagen gibt es von Wittgenstein, dessen berühmtes Diktum von der „Abrichtung zur Regelbefolgung“ es mit Foucaults diskurstheoretischer Betonung der präterminierenden Aspekte im Funktionieren von Sprache durchaus aufnehmen kann.

Für die Untersuchung des Wirksamwerdens von Wissensstrukturen im Diskurs (in Diskursen) ist wichtig, dass das Verhältnis von Kontingenz und Determination nicht nur den formalen Aspekt des „es existieren Regeln/Konventionen“ (des Sprachgebrauchs, des Wortgebrauchs, der Semantik, der Syntax usw.) betrifft, sondern auf die Ebene der Inhalte durchschlägt. Dies war einer der wichtigsten Punkte auf Foucaults Agenda. Dies heißt, dass das im Diskurs wirksam werdende Wissen im Diskurs und durch den Diskurs strukturiert, konstituiert, limitiert und gelenkt wird. (Siehe dazu das vorhergehende Kapitel.) Es ist (nach Foucault) eigentlich die Ebene des Wissens, auf der der gesellschaftliche Diskurs wirksam wird. Eben deswegen steht im Zentrum von Foucaults Diskursmodell die *épistémè*, das von Machtstrukturen geprägte, domestizierte gesellschaftliche Wissen, dem die in dieses Wissen hineinsozialisierten Individuen unterliegen, und dem sie u. a. auch deswegen nicht entkommen können, weil es die kommunikativen Möglichkeiten des epistemischen Austauschs durch den Prägestempel, den es den funktionalen Möglichkeiten der verfügbaren Ausdrucksmittel (v. a. sprachlichen) aufdrückt, von vorneherein bestimmt.

Aus diesem Grunde muss eine linguistisch reflektierte, epistemologisch orientierte Diskursanalyse nach Foucault das im Diskurs wirksam werdende und ‚verhandelte‘ Wissen auch im ganz inhaltlichen Sinne in seinen Strukturen und Relationen zu beschreiben und analysieren suchen. (Dies unterscheidet sie erheblich von einem überkommenen Verständnis von Linguistik, wonach diese nur Gesetzmäßigkeiten und allgemeine Regeln zu erfassen bzw. formulieren habe.) Diskursanalyse befasst sich mit dem diskursiven Wissen daher auch und vor allem materialiter.

Solche Analysen und Beschreibungen erfolgen in den Kulturwissenschaften auf zwei verschiedene Weisen. Wäre dies nicht arg missverständlich und vor allem verkürzend, könnte man sie mit den Begriffen *hermeneutisch* und *analytisch* charakterisieren. Deutlicher wird

die Differenz, die ich hier meine, vielleicht, wenn man die beiden Modi des Forschens als *intuitiv-interpretierend* und *methodisch-reguliert* charakterisiert. Nach fester Überzeugung vieler sich als hermeneutisch verstehender Forscherinnen und Forscher ist jeder Versuch einer methodischen Regulierung, jede Orientierung an Modellen, per se schon ein Verrat an den hehren Zielen und dem Selbstverständnis der hermeneutischen Wissenschaft. Diese Methodenfeindschaft ist nur insoweit erklärlich, als keine noch so strikte Modellorientierung und methodische Strenge den hermeneutischen Charakter jeder semantischen, textwissenschaftlichen und epistemologischen Forschung aus der Welt schaffen kann. Auch wenn Hermeneutiker mit diesem Autor üblicherweise nichts am Hut haben, kann man Wittgensteins Diktum „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“ zur Stützung ihrer Grundüberzeugungen in der Weise veranschlagen, dass man es präzisiert zu „Die Grenzen meines verstehensrelevanten Wissens sind die Grenzen meiner interpretativen und textanalytischen Möglichkeiten“, immer im Hinterkopf behaltend, dass bei anderen Individuen die Grenzen durchaus anderswo verlaufen können.

Fatal an dieser Methodenskepsis ist jedoch, dass sie tendenziell die Möglichkeiten negiert, durch regulierte methodische Schritte und durch methodische Selbstreflexion den Plausibilitätsgrad und die Konsensfähigkeit der gewonnenen interpretatorischen Ergebnisse deutlich zu erhöhen. (Von ‚Objektivität‘ würde auch ich hier lieber nicht sprechen.) Ich gehe jedoch davon aus, dass auch die Ziele einer Diskursanalyse nach Foucault durchaus ein Plus an methodischer Reflexion und Systematizität vertragen könnten.

Eine diskursanalytisch interessierte Erforschung des gesellschaftlichen Wissens (in je bestimmten seiner Sektoren) sollte Elemente einer epistemologischen Strukturbeschreibung mit der Analyse derjenigen diskursiven Prozesse und Phänomene verbinden, deren Erforschung eine Diskursanalyse im Sinne Foucaults überhaupt erst zu einer solchen machen. Und dies sind eben insbesondere Prozesse oder allgemeiner Phänomene der Selektion, Produktion, Steuerung, Prädetermination, Quervernetzung, Funktionsaufladung etc. Insofern solche Prozesse es (wie im Übrigen grundsätzlich und *eo ipso* alle Prozesse, die gesellschaftlich genannt werden können) immer mit Dominanz, Einfluss, ‚Machtbeziehungen‘ zu tun haben, wohnt letztlich jeder Epistemologie, die diesen Namen verdienen will, ein Moment der ‚Machtanalyse‘ inne. Nur dass diese Macht eben oft sehr viel impliziter, weniger offensichtlich, versteckter, ‚struktureller‘ ist, als es viele Anhänger der derzeitigen Diskursanalyse-Szenarie wahrhaben möchten. In meinen Augen sind gerade diejenigen Macht-, Dominanz-, Prädeterminations-Aspekte, die nicht direkt auf aktuelle politische Oberflächenverhältnisse abgebildet werden können, die weitaus interessanteren und spannenderen Untersuchungsgegenstände. Nur in diesem Sinne ist eine epistemologisch ausgerichtete Diskursanalyse oder Diskurssemantik erfolgversprechender, wenn sie sich als analytisch (statt selbst als Teil des politischen Meinungskampfes) versteht.

7. Linguistische Epistemologie – methodische Aspekte

Es sollte Einigkeit bestehen, dass jede Form von Textanalyse (bzw. text-basierter Analyse), Textverstehen, jede Art kulturwissenschaftlicher Analyse von symbolischen oder symbolhaltigen Interaktionen letztlich immer interpretativ (deutend) ist. Wie schon Wittgenstein mit seinem Hinweis auf die Unhintergebarkeit der (natürlichen) Sprache deutlich betont hat, unterscheidet sich die Interpretativität solcher Formen sprach- bzw. kulturwissenschaftlicher Analyse zunächst nicht prinzipiell von der Interpretativität alltäglicher Deutungs- und Verstehensleistungen. Es gibt Positionen in den Geistes- und Kulturwissenschaften, deren Anhänger daraus den Schluss ziehen, dass aus diesem Grunde jede Art von Methodik verzichtbar sei. (Oder zumindest, dass diese nicht grundsätzlich zu besseren Ergebnissen führen könne als die reine Hermeneutik.) Dieser Schluss ist meines Erachtens zumindest vorzeitig, wenn nicht schon im Ansatz falsch. Methodisches Vorgehen kann an vielen Stellen und in vielerlei Hinsicht auch dann die Ergebnisse sprachwissenschaftlicher, philologischer, kulturwissenschaftlicher Analysen verbessern, wenn an ihrem interpretativen Charakter aus guten Gründen nicht gerüttelt werden kann. Wenn ich an anderer Stelle – vielleicht in etwas pathetischem Ton – die Diskursanalyse als „regulierte Transformation von Sinn für andere in Sinn für uns“ (Busse 1987, S. 301) bezeichnet habe, dann lag der Schwerpunkt auf dem Aspekt „reguliert“. Auch wenn reguliertes methodisches Arbeiten in der Textanalyse, Semantik und Erschließung des verstehensrelevanten Wissens nicht zu vollends unbezweifelbarer ‚objektiver Wahrheit‘ führen kann, so kann es doch die Transparenz und intersubjektive Überzeugungskraft der erzielten analytischen Ergebnisse deutlich erhöhen. Darum an dieser Stelle zusammenfassend einige Hinweise dazu.⁸

Datengewinnung/Korpus:

In Busse/Teubert 1994 (s. o. in diesem Band) lag das Schwergewicht der methodischen Hinweise auf der strikten Korpusorientierung diskursanalytischer Arbeit. Eine Diskursanalyse ist stets nur so gut, wie das ihr zugrundegelegte Diskurs-Korpus für das gewählte Untersuchungsziel einschlägig und treffend ist. Dabei gilt das Prinzip des *offenen Korpus*, also eines Korpus, das offen gehalten wird für Erweiterungen, die sich im Prozess der Analyse aus zuvor noch unentdeckten bzw. in ihrer Relevanz nicht erkannten Querbeziehungen zu relevanten Quellen oder Quellenbereichen ergeben. Es gilt aber auch insbesondere das Prinzip der fortdauernden zielgestützten Reflexion der Auswahlkriterien bei der Korpuszusammenstellung. Die Diskursanalyse wurde nicht zuletzt deswegen als ihrem Vorgängermodell, der Begriffsgeschichte, überlegen herausgestellt, weil in vielen Ansätzen der älteren Begriffsgeschichte diesem Aspekt der Korpusreflexion zu wenig Beachtung gewidmet worden war. Nachgerade sprichwörtlich geworden ist etwa Rolf Reichardts (1985) Kritik an der Beschränkung auf die sogenannte „Höhenkammliteratur“ abstrakter philosophischer und geschichts-

8 Die nachfolgenden Hinweise können als präzisierende Ergänzungen verstanden werden zu den von Verf. an verschiedenen anderen Stellen dazu angestellten Überlegungen. (Vgl. oben der Anhang 1 zu meinem Beitrag „Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren“ mit einem Auszug aus Busse 1987 sowie die Aufsätze Busse 2000, 2003 und 2007a.)

theoretischer Reflexion im Zusammenhang mit der historiographischen Begriffsgeschichte (wie sie etwa von Reinhart Koselleck initiiert worden war). Einer solchen methodisch wenig reflektierten Korpuswahl wurde etwa die Forderung entgegengestellt, dass eine Diskursanalyse stets auch Alltagsquellen zu berücksichtigen habe.

So etwas kann natürlich keine generelle Forderung sein. Ob *Alltagsquellen* oder *Höhenkammliteratur* bei der Korpuswahl herangezogen werden sollten, hängt ausschließlich von den konkreten Forschungszielen ab. Vielmehr ist es so, dass stets reflektiert werden muss, welche Diskurse analysiert werden sollen, welche Diskursebenen erfasst werden sollen, für welche Diskursgemeinschaft die Analyse repräsentativ sein soll usw. Es könnte dann, wenn man etwa den theoretischen geschichtsreflektorischen Diskurs akademisch geprägter Kreise analysieren will, durchaus zielführend sein, sich allein auf *Höhenkammliteratur* zu beschränken. Fehlerhaft wäre eine solche Korpuswahl nur dann, wenn man beansprucht, allgemein gesellschaftliche Wissenszustände mit seiner Diskursanalyse erfassen zu wollen. Dann müsste entsprechend auch das Korpus sozial gesehen, ebenenspezifisch und textsortenbezogen viel breiter gestreut werden. Entscheidend ist, dass das gewählte Korpus für die angestrebten Ergebnisse repräsentativ und aussagekräftig ist. Hier ist eine stetige Rückvergewisserung und Überprüfung der Korpuswahl in Hinblick auf die angezielten Ergebnisse nötig. (Oder notfalls eine Anpassung der Untersuchungsziele und Ergebnisdarstellung an die verfügbaren Korpora.)

Analysefragen/-kriterien/-methoden:

Eine *Linguistische Epistemologie* wird hier verstanden als eine u. a. mit genuin linguistischen Methoden arbeitende Analyse der Beziehungen, die zwischen sprachlichen Einheiten (Wörtern, Wortteilen, Sätzen, Satzteilen, Texten, Textteilen, Textnetzen und Textbeziehungen) einerseits und Elementen des durch diese sprachlichen Einheiten angezielten gesellschaftlichen Wissens andererseits bestehen. Dieses Wissen wird aus linguistischer Perspektive als *verstehensrelevantes* bzw. *verstehensermöglichendes Wissen* in den Blick genommen. Die Beziehungen, die auf der sprachlichen Ausdrucksebene zwischen Wörtern/Begriffen, Sätzen und Texten (und ihren jeweiligen Teileinheiten) bestehen, erscheinen auf der Seite des Wissens als Beziehungen zwischen Wissens-elementen; sprachlichen und textuellen Strukturen entsprechen Strukturen im (gesellschaftlichen) Wissen. Für die Strukturbeschreibung von Wissen haben sich in der Kognitionswissenschaft und in Teilen der jüngeren Linguistik schematheoretische Modelle durchgesetzt. Eine schematheoretische Modellfamilie, deren analytisches (Wissen und Wissensaspekte aufschließendes) und deskriptives Potential bereits mehrfach unter Beweis gestellt und erprobt wurde, ist die Frame-Analyse, die in der Linguistik als *Frame-Semantik* in Aktion tritt.⁹ In Verbindung mit den spezifischen Zielsetzungen der linguistischen Diskursanalyse können aus der Frame-Semantik spezifische Analyseziele und -schritte in Hinblick auf das diskursive Wissen und seine Beziehungen, Strukturen und Tendenzen abgeleitet werden. Jedes in einem Diskurs (als *diskursives Ereignis* im Sinne Foucaults) auftretende epistemische Element lässt sich im Format einer Prädikations-

9 Einführend und als Überblick dazu Busse 2012 (oder sehr knapp Busse 2009, S. 80 ff.).

Struktur (eines *Wissensrahmens*) darstellen. Da die Elemente eines Wissensrahmens (Konzepte, die die entweder offenen oder nach prototypikalischen Anforderungen zu besetzenden Bezugsstellen eines Prädikationsrahmens füllen) selbst wieder im Format von subsumierten Rahmen analysiert werden können, stellt jede Satzaussage (jede Proposition und wohl auch jede *enoncé* im Sinne Foucaults) selbst wieder ein strukturiertes Geflecht von Wissensrahmen dar. Aufgrund des Evokationspotentials der Sprachzeichen, die in der sprachlichen Formulierung enthalten sind, die die *enoncé* trägt, ist jede einzelne Aussage (und eigentlich jedes einzelne in einem Text eingeführte epistemische Element) eingebettet in einen Kontext weiterer Wissensrahmen und Wissensrahmen-Geflechte. Epistemische Rahmenstrukturen stellen zudem stets offene Strukturen dar; sie dürfen nicht als definit und auf eine feste Zahl von Elementen beschränkt aufgefasst werden. Frame-Strukturen sind stets als Strukturen eingebetteter Frames analysierbar. In einer diskursanalytisch motivierten Wissensanalyse können Elemente von Frames und ihre Beziehungen untereinander auch über die Grenzen von Wortbedeutungen, Wortbegriffen, Textteilen und Texten hinaus untersucht werden. Definiert man Foucaults „diskursive Ereignisse“ als „Wissenselemente“ im Sinne einer Frame-Struktur, dann macht eine frame-semantische Vorgehensweise diese Elemente diskursiver Beziehungen, Ereignisketten, Regelmäßigkeiten und Tendenzen in besonders strukturierter Weise fassbar.

Auch für die konkrete analytische und methodische Orientierung können die von Foucault genannten vier Leit-Konzepte führend sein: *Ereignis*, *Serie*, *Regelmäßigkeit* und *Möglichkeitsbedingung*. Ihre jeweilige korpusbezogene Identifizierung kann jedoch voraussetzungsvoll sein. So wird es nur selten und bei ganz spezifischen diskursiven Konstellationen gelingen, schon im Vorfeld dasjenige im Korpus eindeutig zu identifizieren, was Foucault ein „diskursives Ereignis“ genannt hat.¹⁰ Häufig wird schon die Identifikation von diskursiven Ereignissen bereits eine genauere Kenntnis des Diskurses und seiner Elemente voraussetzen. Ein gerade auch für linguistische Anwendungen der Diskursanalyse zentraler Aspekt ist die Identifikation von Serien und Regelmäßigkeiten im Auftreten diskursrelevanter Elemente, die sich dann zu Regelmäßigkeiten verdichten können. Ich beziehe die Begriffe *Serie* und *Regelmäßigkeit* noch nicht (wie möglicherweise Foucault selbst) notwendigerweise auf solche diskursiven Elemente, welche die Dignität eines *diskursiven Ereignisses* (im emphatischen Sinne, den Foucault an manchen Stellen diesem Begriff gibt) aufweisen. Vielmehr kann man nach Serien und Regelmäßigkeiten im Auftreten auch schon in Bezug auf solche Entitäten suchen, die ich einfach *epistemische Elemente* nennen würde.¹¹ Da der Umgang mit Auftretensfällen (*Instanzen* oder *Instantiierungen*), Serien von Auftretensfällen und Regelmäßigkeiten des Auftretens von Elementen für Linguisten methodisches und analytisches Alltagsgeschäft ist, dürfte es nicht schwer fallen, für deren Feststellung und Auswertung geeignete methodische Instrumentarien zu entwickeln (oder einfach vorhandene Instrumentarien anzupassen). Freilich sind auch diese Schritte keineswegs frei von interpretatorischen

10 Dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn durch ein herausragendes *diskursives Ereignis* ein neuer Diskurs überhaupt erst begründet/gestartet wird.

11 Auf dem derzeitigen Stand meiner Überlegungen würde ich solche epistemischen Elemente z. B. in Form von Frame-Elementen gegeben sehen.

Implementen. Insbesondere die Feststellung von Regelmäßigkeiten (im Unterschied zu bloßen Serien oder Regelmäßigkeiten) vollends aber die Identifikation von ‚Möglichkeitsbedingungen‘ (im Sinne von Foucaults Modell) sind durch und durch Akte der Formulierung bzw. Etablierung von interpretativen Konstrukten. Da aber jegliche auf sprachliche ‚Inhalte‘ und Wissen bezogene Analyse im Kern konstruktivistisch ist, muss einen dies nicht weiter stören.

Analysefragen an das so gewonnene Material können sich auf diskursive Strömungen, Tendenzen, Relationen/Querbeziehungen, auf Strategien, unbewusste Prädeterminationen und Einflüsse etc. beziehen. Das von Warnke und Spitzmüller 2011 entwickelte DIMEAN-Modell der Diskursanalyse zeigt, wie vielfältig die Fragestellungen und Analyseziele sein können, die im Kontext einer linguistischen Diskursanalyse verfolgt werden könnten. Hier sind die Grenzen zwischen linguistischen, epistemologischen und (wissens-)soziologischen Analyseinteressen und -formen durchlässig, wie nicht zuletzt die in jüngster Zeit entstandenen interdisziplinären Netzwerke gezeigt haben.

Darstellungsformen:

Als Darstellungsform diskursanalytischer Forschung hat sich überwiegend eine eher narrativ gehaltene, meist monographische Darstellung (in Büchern oder Aufsätzen) etabliert. Eher selten wird mit Schemata oder Tabellen gearbeitet (so in den proto-diskursanalytischen Untersuchungen von Rolf Reichardt 1985). In Busse (1987) war für umfangreichere diskursanalytische Studien (gedacht waren eher Arbeiten im Format der Monographien, wie sie von Foucault selbst vorgelegt worden sind) der metaphorische Begriff des *Szenarios* als mögliche Darstellungsform ins Spiel gebracht worden. Der durch viele Rezipienten mit diesem Begriff in Zusammenhang gebrachte Anspruch hat manche Kritik hervorgerufen. Dieser Kritik ist insofern teilweise zuzustimmen, dass sich daneben, wie sich in der seitdem erfolgten diskursanalytischen Forschung gezeigt hat, auch durchaus kürzere, aufsatzförmige Darstellungen durchgesetzt haben, die jeweils nur einzelne, herausgegriffene Facetten diskursiver Beziehungen und Tendenzen herausarbeiten. Insofern sollte von dem Gedanken Abstand genommen werden, dass es eine bestimmte privilegierte Darstellungsform für diskursanalytische Forschungsergebnisse gibt. Vermutlich fällt die Vielfalt der Darstellungsformen nicht geringer aus als diejenige der angewendeten Detailmethoden (wie sie etwa oben in Kap. 1 dieses Aufsatzes oder im Anhang 1 zu meinem Einleitungsbeitrag in diesem Band aufgelistet sind). Strukturbezogene Darstellungsformen abstrakterer (eventuell gar graphischer) Art¹² sind in der Diskursanalyse nach meiner Kenntnis bisher noch nicht entwickelt oder erprobt worden.

Man muss nicht so weit gehen wie der Kulturtheoretiker Clifford Geertz (1973) und jegliche Form kulturbezogener Erkenntnis (zu der dann ja auch die Ergebnisse einer Diskursanalyse zu zählen wären) ausschließlich unter dem Begriff des Narrativs zu verhandeln. Dies mag zwar auf einer allgemeinen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Ebene zutreffend sein, muss jedoch nicht in Darstellungsformen und Textstilistik der Formulierung diskursanalytischer Ergebnisse durchschlagen. Es besteht – ganz entgegen der radikalen Struktur-

12 Wie sie in der allgemeinen Wissensanalyse etwa für Frames entwickelt worden sind; vgl. zu einem Überblick Busse 2012, S. 705 ff.

Antipathie von Geertz, die gleichsam das Kind mit dem Bade ausschüttet – keinerlei Grund, irgendeine Darstellungsform prinzipiell auszuschließen, solange sie den Hauptzweck erfüllt: diskursive Elemente, Eigenschaften, Relationen usw. anschaulich zu machen, die ohne diese Veranschaulichung dem reflektierenden Bewusstsein verborgen bleiben würden. Genau diese sollte meine frühe Formulierung von der Diskursanalyse als „regulierte Transformation von Sinn für andere in Sinn für uns“ (Busse 1987, S. 301) ausdrücken. Es gibt auch dreißig Jahre nach der erstmaligen Formulierung dieser Charakterisierung der Diskursanalyse keinerlei Anlass, eine solche Position oder Einschätzung aufzugeben oder hinter sie zurückzufallen. Oder, um es mit dem wissenschaftstheoretischen Anarchisten Paul Feyerabend auszudrücken: „Anything goes“.

8. Diskursanalytische Dissonanzen: Annotationen zu einer Differenz

Wolfgang Teubert hat in seinem Beitrag zum vorliegenden Band (s. o.) wie in seiner Monographie zum Thema Teubert (2010) ein Verständnis von *Diskurs* und *Diskursanalyse* offenbart, das denkbar weit entfernt ist von dem Verständnis, welches Triebkraft von Busse (1987), Busse/Teubert (1994) und allen meinen diskursanalytischen Arbeiten seither war und ist. Zu konstatieren ist daher eine unübersehbare Dissonanz, die trotz nicht weniger Übereinstimmungen in wichtigen Fragen doch fundamentale Differenzen in zahlreichen sprach-, bedeutungs-, erkenntnis- und diskurstheoretischen Grundsatzfragen offenbart. Diese Differenzen waren zum Zeitpunkt des Verfassens von Busse/Teubert (1994) nicht offensichtlich (wenn sie damals überhaupt schon vorhanden gewesen sein sollten und nicht neueren Entwicklungen in Teuberts Denken zu verdanken sind), sind aber in Teubert (2010) in voller Vehemenz zutage getreten. Da Teubert (2010) immerhin ein ganzes, 272 Textseiten umfassendes Buch für die Darlegung seiner Position aufgewendet hat, für eine adäquate Erwiderung meinerseits daher fast genauso viel Platz vonnöten wäre, kann es hier (im Rahmen des vorliegenden Sammelbandes) nicht um eine Schritt für Schritt vorgehende Diskussion und Widerlegung von Teuberts Position aus meiner Sicht gehen, sondern nur um vereinzelte Annotationen, welche für die geneigte Leserschaft den Blick auf einige Punkte der Differenz lenken und Andeutungen der Gründe enthalten, warum ich die jeweiligen Positionen Teuberts für im Grundansatz verfehlt halte.

Insbesondere geht es auch darum, eklatante Missverständnisse und Fehlinterpretationen gegenüber dem von mir und anderen vertretenen Ansatz einer linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault herauszustellen und damit klarzustellen, dass Wolfgang Teubert gegen diese Position Argumente aufführt, die diese gar nicht treffen, weil das Meiste von dem, was er dieser Position unterstellt, einfach nicht auf sie zutrifft.

Trotz der argumentativen Schärfe, die sich in vielen Ausführungen von Wolfgang Teubert wie auch in meinen Reaktionen darauf gelegentlich zeigt, muss doch festgehalten werden, dass es zwischen unseren Positionen mindestens so viele Übereinstimmungen wie Differenzen gibt. Dass nachfolgend (wie auch schon im Aufsatz von Teubert selbst) die Differenzen dominanter zur Sprache kommen als die Übereinstimmungen, ist eben dem Mo-

des Diskursiven geschuldet – ein Umstand, den Wolfgang Teubert sicherlich als normal und diskursgemäß erkennen wird.

Einige Anmerkungen zu den Ausführungen Wolfgang Teuberts

Bedeutung hat nur, was als Symbol (als sprachliches Zeichen) für etwas anderes steht. Denn soweit die Wirklichkeit nicht diskursiv vermittelt ist, bedeutet sie nichts. Ohne Sprache bleibt sie stumm. [S. 56]

Dieser Aussage kann ich in vollem Umfang zustimmen.

Wie wir die Wirklichkeit wahrnehmen, wird im Diskurs verhandelt. [S. 56]

Auch dieser Aussage kann ich in vollem Umfang zustimmen.

Erleben ohne Sprache bedeutet nichts. Was außerhalb des Diskurses ist, hat keine Bedeutung. Wir können den Sinn, den unsere erlebte Wirklichkeit für uns hat, nur erfassen, wenn wir sie in den Diskursen, in die wir eingebunden sind, dingfest machen. Denn Sinn entsteht nur, indem wir ihn gemeinsam vereinbarten sprachlichen Zeichen zuschreiben. [S. 57]

Auch diesen Aussagen kann ich in vollem Umfang zustimmen.

Was ein Artefakt, und darüber hinaus, was die Wirklichkeit ist, gleich ob vorgefunden oder geschaffen, ob Natur oder Kultur, was diese Wirklichkeit, uns selbst eingeschlossen, bedeutet, ist das immer nur vorläufige Resultat von Aushandlungen. Als Teilnehmer am Diskurs können wir sie jederzeit wieder neu verhandeln, wenn wir mit ihr nicht einverstanden sind. [S. 57]

Hier kommt es auf das genaue Verständnis des metaphorischen Ausdrucks „aushandeln“ an. Und genau hier trennen sich T.'s und meine Position. T. scheint mit „aushandeln“ wirklich bewusstes „verhandeln“ zu meinen. Das findet aber erstens nur selten wirklich explizit statt; wenn, dann eher implizit als kollektives Ergebnis subjektiver Äußerungsakte, also als „Phänomene der dritten Art“ im Sinne von Rudi Keller: nicht intentional im sozialen Ergebnis, aber dennoch als einzelne Akte Folge von individuellen Intentionen. Aus den Formulierungen von T. spricht implizit der Glaube an die Idee von autonomen, über sich und ihr Wissen frei verfügenden Individuen. Solche Annahmen stehen aber in starkem Gegensatz zu wesentlichen Antrieben für eine Diskursanalyse nach Foucault (und auch von Foucault selbst).

Es ist der Diskurs, in dem wir Antworten auf die Fragen finden, die wir an die Wirklichkeit haben, und es ist Aufgabe der Diskurslinguisten, diese Antworten aufzusuchen, zu kontextualisieren, aufzubereiten und der interpretativen Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen. Im Dialog der Interpretationen wird die Vielfalt dessen, was der Diskurs bietet, in immer neuer Weise aufbereitet. Jede Auseinandersetzung mit vorhandenem Wissen führt zu Ideen, die es so vorher nicht gegeben hat. Neues Wissen entsteht aus dem diskursiven Umgang mit vorhandenem Wissen. [S. 57]

Auch aus diesen Formulierungen spricht ein Ansatz der freien autonomen Verfügbarkeit der Subjekte über die in ihren Diskursen verhandelten Inhalte.

Dieser Entwurf [...] stellt den Diskurs, nicht den Diskursteilnehmer in den Mittelpunkt. [...]. Dieser Ansatz ist deshalb ausdrücklich nicht kognitiv. Er versucht nicht zu ergründen, wie Individuen diskursiv vermittelte Informationen zu (privatem) Wissen verarbeiten. Das wäre der Ansatz kognitiv arbeitender Diskurslin-

guisten, in Deutschland beispielsweise Alexander Ziem und Klaus-Peter Konerding, aber in Grenzen auch von Ekkehard Felder und in mancher Hinsicht auch von Dietrich Busse. [S. 57]

Hier unterliegt T. einem fundamentalen Missverständnis: Es ist nicht mein Ziel (und ist es nie gewesen) – und auch nicht das von Ziem, Felder u. a. – in dem Sinne, den T. hier tendenziell unterstellt, Wissen als ‚privates‘ Wissen zu analysieren. Vielmehr geht es der linguistischen Diskursanalyse immer um das soziale Wissen, das sich im Diskurs manifestiert.

Allerdings muss nach meiner Auffassung jede Sprachtheorie (und damit auch jede Diskurstheorie und jede Idee einer Diskursanalyse) unzureichend bleiben, die nicht zumindestens versucht, das Verhältnis des sozialen Wissens zum individuellen Wissen einer Person wenigstens theoretisch aufzuklären. Denn, dass ‚Wissen‘ als konkretes Phänomen in der Realität immer nur als individuelles, im Kopf einzelner Lebewesen prozessiertes Wissen ‚existiert‘ oder wirkt, und dass jede Rede von ‚Wissen‘ über diesen Bereich hinaus, also etwa die Rede vom ‚gesellschaftlichen Wissen‘ oder dem ‚Wissen im Diskurs‘ unrettbar metaphorisch ist, liegt dermaßen auf der Hand, dass sich m. E. keine weitere Diskussion darüber lohnt. Dies ändert nichts daran, dass auch das, was wir in dieser Weise metaphorisch ‚Wissen‘ (von Gesellschaften, von Kulturen, von Gruppen, in Diskursen) nennen, ein lohnendes Ziel einer kulturanalytisch interessierten Forschung sein kann.

Für mich bleibt solches „nicht-sprachliche Wissen“, nenne man es prozedural, vorsprachlich oder stillschweigend, stumm. Das, was niemals explizit gemacht worden ist, kann nicht Teil der Kultur sein, denn es kann sich dabei nicht um geteiltes Wissen handeln. [S. 57]

Hier irrt T. fundamental. Nur dem Wortlaut nach ist seiner Aussage zuzustimmen; nicht jedoch dem, was er damit offenbar meint und sagen will. Tatsächlich kann ihm zugestimmt werden, dass „das, was niemals explizit gemacht worden ist“ nicht „geteiltes Wissen“ sein kann. Aber darum geht es in der Diskursanalyse auch gar nicht. Vielmehr geht es darum, dass das, was vielleicht früher irgendwann einmal im Diskurs explizit gemacht worden ist, dadurch in den Diskurs (in die Bedeutungen der Zeichen und Texte, die das Korpus des Diskurses und der Diskurse bilden) Eingang gefunden hat, jetzt aber als das selbstverständlich unterstellte, nicht mehr explizit gemachte, den Individuen auch bewusst nicht verfügbare ‚implizite Wissen‘ dennoch ihr Denken (und womöglich auch Fühlen und Handeln) und ihre sprachlichen (‚diskursiven‘) Hervorbringungen prägt. Gerade Foucault, aber z. B. auch Wittgenstein (z. B. in *Über Gewissheit*), letztlich wohl auch Nietzsche, kam es sehr stark gerade auf dieses „subkutan wirksame“ Wissen an.

Auch was unser Erleben betrifft, so ist es wesentlich weniger ‚authentisch‘ als wir gemeinhin glauben. Was wir erleben, ist immer schon geprägt von akkulturierten (d. h. mitgeteilten) Kategorien, auf die sich die Diskursgemeinschaft geeinigt hat. [S. 58]

Hier kann ich T. wieder vollständig zustimmen. Aber T. fährt fort:

Die Aspekte von Erleben, für die uns keine solchen Kategorien zur Verfügung stehen, lassen sich weder mental noch diskursiv darstellen. Um zu beschreiben, wie sich vorsprachliches Erleben in sprachliche (und damit notwendigerweise in sozial konventionalisierte) Repräsentation übersetzt, müssten wir vorsprachliches Wissen sprachlich repräsentieren können. Alle Versuche sind an dieser Paradoxie gescheitert. [S. 58]

Auch dies ist wieder schief argumentiert. Es geht gar nicht um „Vorsprachliches“. Es geht um die Explikation von implizitem Wissen, das vielleicht anderswo, von anderen Menschen mal expliziert worden ist, aber nicht in *diesem* Diskurs, der gerade Untersuchungsobjekt ist, und auch nicht von *diesen* Menschen, die gerade an diesem Diskurs beteiligt sind, die aber dennoch über die ‚im Diskurs mitschwingenden‘ Bedeutungs- und Wissensgehalte unmerklich und unwillkürlich beeinflusst werden.

Was ‚Verstehen‘ heißt, lässt sich nicht so leicht verstehen. Es ist in unergründliches Mysterium eingehüllt. [S. 58]

Hier kann ich T. nicht folgen. Eine Sprachtheorie und Diskurstheorie, die sich nicht wenigstens bemüht, den Prozess und die Bedingungen des Verstehens (von Sprache) aufzuklären, ist m. E. das Papier nicht wert, auf der sie niedergeschrieben ist. T.’s Position scheint hier sehr nahe am geistfernen Positivismus des amerikanischen Strukturalismus der 1940er-Jahre zu liegen, der konsequenterweise der Meinung war, dass ‚Bedeutung‘ überhaupt nicht wissenschaftlich erforschbar sei (und darum die Semantik vollkommen aus der Linguistik exorziert hat). Will T. wirklich so weit gehen?

Mein Ansatz vermeidet das solitäre Individuum, das sich mit seiner Umwelt kognitiv auseinandersetzt. [S. 59]

Es ging und geht (mir) nie um solitäre Individuen, sondern immer vorrangig um das Soziale (z. B. das Wissen) ‚in‘ den Individuen, wie es strukturiert ist, wie es ‚hineinkommt‘. T.’s Position ist nicht kompatibel mit den Ergebnissen der Gedächtnisforschung (z. B. Bartlett 1932), wonach zwar die wesentlichen Inhalte unseres privaten Gedächtnisses sozial geprägt sind (über die sozial beeinflussten Schemata des Denkens), aber stets individuell durch eigene geistige Aktivität im Kopf jedes Individuums aufgebaut (konstruiert) werden müssen.

Mein Ansatz stellt den Diskurs und das durch den Diskurs konstituierte Kollektiv an den Anfang. Was es heißt, wenn ein Subjekt ‚versteht‘, weiß ich nicht. Was aber die interpretative Gemeinschaft dazu sagt, wenn einer berichtet, er wisse, es habe geregnet, weil die Pflastersteine nass waren, lässt sich analysieren und interpretieren. [S. 59]

Hier wieder: angeblich direkter, unmittelbarer Zugang zum *Gesagten*. Das ist naiver Positivismus.

Was im Folgenden ausgeführt wird, soll begründen, dass ‚Verstehen‘ durch Diskurs konstituiert wird, im Diskurs stattfindet, und nicht über den Diskurs hinausreicht. [S. 59]

Was T. völlig übergeht, was aber Kern jeder zureichenden Sprach-, Kommunikations-, Erkenntnis- und Diskurs-Theorie sein müsste, ist eine Aufklärung des komplizierten *Verhältnisses von Individualität und Sozialität* im Verstehen, Interpretieren, Denken, Wissen. Er setzt immer ‚sozial‘ und ‚privat‘ als dichotomisch gegenüber, ohne sich jemals zu bemühen, deren intrikaten Wechselwirkungen zu erklären.

Die einzige Wirklichkeit, zu der uns die Diskursanalyse Zugang verschaffen kann, ist die Wirklichkeit, die im Diskurs vermittelt wird. [S. 63]

Dem stimme ich zu.

Mit dem, was Diskursteilnehmer vorsprachlich ‚verstehen‘, kann sich die Diskursanalyse nur insofern beschäftigen, als es dem Diskurs als Beitrag zum Diskurs, d. h. in der Form von Aussagen, zugänglich gemacht wird, d. h. als Repräsentation des ‚Verstandenden‘. [S. 63]

Das Verstehen, um das es geht, ist nicht deshalb, weil es individuell prozessiert werden muss, schon ‚vorsprachlich‘. Auch hier wirft T. wieder Dinge in einen Topf, die unterschieden werden müssen.

Die Crux ist eben, dass sich Sinn nur sprachlich fassen lässt, dass aber (Sprach-) Zeichen nicht auf eine diskursexterne Wirklichkeit verweisen, sondern eben nur die Vereinbarungen enthalten, die zwischen den Benutzern dieser Zeichen ausgehandelt wurden (und jederzeit neu ausgehandelt werden können). [S. 63]

Hier wieder das Problem des zu wörtlichen Verstehens von ‚aushandeln‘. Konventionalisierungsprozesse verlaufen weitgehend unbewusst, sind weit entfernt von allem, was man angemessen noch unmetaphorisch ‚aushandeln‘ nennen könnte.

In diesem Sinne sind alle, die sich für die Wirklichkeit interessieren, soweit sie vermittelbar, kommunizierbar ist, genötigt, den Diskurs zu analysieren. [S. 63]

Dem kann ich völlig zustimmen, wenn man es nicht in der Weise, wie T. es anscheinend tut, anders oder missversteht.

Die deutsche Diskurslinguistik hat sich mit dieser Situation lange nicht wirklich auseinandergesetzt. Ihr eigenes Wissenschaftsverständnis ist, wie das der Linguistik, immer noch davon geprägt, dass sie ihre Aufgabe darin sieht, auf nachvollziehbaren Gesetzmäßigkeiten fußende kausale Erklärungen zu liefern. [S. 64]

Diese Interpretation ist völlig verdreht und insofern schlicht eindeutig falsch, indem sie insinuiert, die deutsche linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault läge in der Nähe der als Gesetzeswissenschaft verstandenen Systemlinguistik. Das genaue Gegenteil ist der Fall.

Ihr [Diskursanalyse] Kerngeschäft sollte sein, meine ich, zu zeigen, was Gesagtes bedeutet. Worum es der Diskursanalyse gehen sollte, ist, so meine ich, weniger die Aufdeckung der Gesetzmäßigkeiten („grundlegende Strukturen“), die den Diskurs generell und einen bestimmten Diskurs definieren und konstituieren, als vielmehr die Entwicklung von Verfahren, die methodisch mehr oder weniger sauber nachzeichnen, was der Diskurs zum Thema ‚Hund‘ oder ‚Hammer‘ beinhaltet, damit sich die interpretative Gemeinschaft der Diskursteilnehmer damit konstruktiv auseinandersetzt, indem sie die diesbezügliche Wirklichkeit in ihrem Sinn neu gestaltet. [S. 64]

Beides schließt sich (anders, als T. offenbar meint) überhaupt nicht aus. Die Suche nach Regelmäßigkeiten und Einflussfaktoren war eines der treibenden Ziele für Foucault und auch für die Anlehnung an seinen Diskursbegriff in einer linguistisch motivierten Bedeutungsanalyse und Wissensgeschichte. Wenn T. dieses Ziel ablehnt, lehnt er Kernbestände der linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault ab. (Ob das so ist, wird aus seinen umfangreichen Ausführungen nicht ganz deutlich.) Problematisch an seiner Formulierung auch hier wieder: Das insinuierte bewusste Verfügen der autonomen Subjekte über sich und die von ihnen kommunizierten Inhalte und deren Bedeutungen.

Soweit sie am Inhalt des Gesagten interessiert ist (was beispielsweise nicht im Zentrum deutscher Diskurslinguistik liegt) [...] [S. 65]

Es stimmt einfach nicht, dass die deutsche Diskurslinguistik nicht an der Analyse von Inhalten interessiert sei. Das genaue Gegenteil ist der Fall.

[E]in bestimmtes Geschehen, von dem ich eine ikonische Vorstellung habe. [S. 65f]

Das ist beste alte Abbildtheorie der menschlichen Erkenntnis!

Soweit wir als Thema von Diskursanalyse die Sichtbarmachung der im *Diskurs konstruierten Wirklichkeiten im Licht ihrer Aushandlungen und Interpretationen* sehen, beschäftigen wir uns also mit einer Form von Sprache, die fast nur in Schriftkulturen vorkommt. Was in oralen Kulturen verhandelt wird, lässt sich im Problemfall normalerweise durch *Einbeziehung des fraglichen Objekts in die Benennungshandlung oder durch Verweis auf alltägliches Erleben klären*. Das funktioniert bei abstrakten und hypothetischen Sachverhalten nicht. Hier geht es nicht um die Benennung von zeigbaren Gegenständen, sondern um die Bedeutung von Aussagen auf der Folie relevanter früherer Aussagen. Es geht darum, wie paraphrasierende Interpretation einen Bedeutungswandel zuwege bringt. Damit wird die diachronische Dimension des Diskurses in den Vordergrund gestellt, und der Fokus richtet sich auf intertextuelle Verbindungen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass sich die Sozialwissenschaften (weniger die Kulturanthropologie) [...] überwiegend mit Diskursen in Schriftkulturen beschäftigen. (Hervorhebungen D. B.) [S. 67]

Auch hier frönt T. wieder einer aporetischen Abbildtheorie der menschlichen Erkenntnis!

Das Ziel einer Diskursanalyse wird sehr eng gefasst bestimmt; ausgeklammert werden die Gesetzmäßigkeiten (Strukturen, Mechanismen, Tendenzen) des Diskurses selbst.

Mit dem Übergang von „Was hast du gemeint?“ zu „Was bedeutet das?“ hat sich sprachliche Interaktion fundamental geändert. [S. 69]

Teubert ignoriert völlig den (schon von Grice 1956 und 1967 herausgearbeiteten) engen Zusammenhang zwischen beidem.

Was ein [...] Textsegment bedeutet, lässt sich als die (gewichtete) Summe dessen begreifen, was in den jeweiligen Kontexten, in die das Textsegment eingebettet ist, über es ausgesagt wird. [S. 69]

Auch hier wieder bei T. (wie in seiner metaphorischen Verwendung von „Bedeutung aushandeln“) eine (zumindest implizit, metaphorisch) als viel zu bewusst, viel zu autonom, viel zu subjekt-philosophisch konzipierte Position der diskurstragenden Individuen.

Die Bedeutung von Texten oder Textsegmenten ist einerseits das, was sie gemeinsam mit anderen relevanten Texten/Textsegmenten haben und andererseits was sie von ihnen unterscheidet. Während Texte normalerweise Unikate sind, also nicht Typen, die wiederholt in den Diskurs eingebracht werden, verstehe ich unter dem Begriff ‚Textsegment‘ rekurrente Elemente, aus denen Texte zusammen gesetzt sind, beispielsweise lexikalische Ausdrücke, längere mehr oder weniger stabile Wendungen usw. *Was ein solches Textsegment bedeutet, lässt sich als die (gewichtete) Summe dessen begreifen, was in den jeweiligen Kontexten, in die das Textsegment eingebettet ist, über es ausgesagt ist*. Dies nenne ich den paraphrastischen Gehalt eines Textsegments. Für den paraphrastischen Gehalt gibt es jedoch zumeist keinen gemeinsamen Nenner. (Hervorhebungen D. B.) [S. 69]

Bedeutung existiert auch ohne ‚ausgesagt sein‘. Und zwar im Kollektiven Verstehen(svermögen). Teubert denkt bei „rekurrente Elemente“ nur an Ausdrucksseitiges. Wo bleibt hier die inhaltsseitige (semantische) Betrachtung? Vertritt er ein rein ausdruckslastiges Sprachmodell, das die Semantik als eigene Ebene ignoriert oder kleinredet?

Daraus folgt, dass sich Bedeutung in diesem Sinn *nicht als Regel für den Gebrauch* besagten Textsegments verstehen lässt. Bedeutung ist prinzipiell kontingent, und der nächste, der das Textsegment verwendet, fügt dem vorhandenen paraphrastischen Gehalt unweigerlich etwas Neues hinzu. Dies ist bekanntlich auch die Sicht Jacques Derridas, wie er sie in *Limited Inc* formuliert hat. (Hervorhebungen D. B.) [S. 69]

Damit fällt T. deutlich hinter Wittgenstein zurück. Ist er nunmehr Derridist geworden? Welchen Bedeutungs begriff vertritt T. dann noch? Hat dieser (etwa Derridas Sprachverständnis) noch irgendetwas mit den Zielen der Linguistik und einer linguistischen Semantik zu tun? Dies scheint mir eher nicht der Fall zu sein (würde zu einer Begründung aber eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Ansatz von Derrida erfordern, die an dieser Stelle aber nicht erfolgen kann).

Das meiste Wissen, über das Menschen heutzutage verfügen, ist Wissen, das sie gelesen oder über moderne Medien vermittelt bekommen haben, und überwiegend Wissen, das sich mit Sachverhalten beschäftigt, für die es kein analoges privates Erleben [...] gibt, [das die ‚Faktizität‘ dieses Wissens subjektiv beurteilen könnte]. Was allein uns bleibt, wenn wir uns mit der diskursive vermittelten Wirklichkeit auseinander setzen wollen, ist, die verschiedenen Wirklichkeitsversionen miteinander zu vergleichen. [S. 70, der in der Erstfassung enthaltene Halbsatz in eckigen Klammern ist in der Druckfassung gestrichen]

Auch hier scheint wieder der latente Objektivismus von T. durch.

Wissen, wie es in den Blick der Diskursanalyse kommt, ist immer nur öffentliches Wissen, und nicht das, was ich cartesianisch durch solitäre Reflexion für wahr erkannt zu haben glaube. [S. 70]

Dem kann ich durchaus zustimmen. Wissen ist aber zugleich mehr, denn es ist *zugleich* sozial *und* individuell; und gerade um die komplexe und dialektische Beziehung beider Einflussfaktoren muss es in jeder zureichenden Sprach- und Diskurstheorie gehen.

Das Ergebnis ist eine Entmündigung der Diskursteilnehmer, die immer mehr in die Rolle von Diskurskonsumenten gezwängt werden und denen weithin die Möglichkeit genommen ist, sich selber in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Ziel diskursanalytischen Arbeitens könnte es daher auch sein, zu zeigen, dass Wirklichkeit als Diskurskonstrukt nie alternativlos sein kann, sondern dass wir jederzeit einer Wirklichkeit, die unseren Interessen nicht gerecht wird, unsere eigene Wirklichkeit entgegensetzen können und vielleicht auch müssen. [S. 70f.]

Auch hier thematisiert T. nur die Ebene des Bewussten im Diskurs. Die Diskursidee nach Foucault und auch die Idee der seinen Überlegungen folgenden Diskursanalyse war und ist es aber gerade, auch diejenigen Anteile des Wissens und des Wirklichkeitsverständnisses analytisch, genealogisch und historisch zu erfassen, die der bewussten Verfügbarkeit autonom handelnder Subjekte gerade entzogen sind. Was T. völlig ausklammert, ist die Dimension der Subjektkritik bei Foucault. Ohne diese ist eine Diskursanalyse im Anschluss an Foucault aber nicht zu haben. Was T. hier zu verherrlichen scheint, wäre ein reines ‚Reich der Freiheit‘ und ‚Lob des autonomen Subjekts‘! Meint er das wirklich so?

Der Diskurs, so wie ich ihn sehe, entspricht in etwa Saussures *parole* und Chomskys Performanz. [S. 70]

Diese Position widerspricht diametral dem von der linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault (und auch dem von Foucault selbst) vertretenen Diskursverständnis.

Es kann bei der Diskursanalyse also nicht darum gehen, durch entsprechende Laboranordnungen Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Es gibt keine ‚grundlegenden Strukturen‘ oder Gesetzmäßigkeiten, die determinieren, was als nächstes gesagt werden kann. [S. 71]

Wieder schließt T. die deutsche linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault insinuativ an die Gesetzeswissenschaft der Systemlinguistik an, zu der sie jedoch tatsächlich in diametralem Gegensatz steht. Worum es Foucault selbst und mit ihm der linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault jedoch ging und geht, ist die Analyse von Regelmäßigkeiten im Diskurs, und zwar insbesondere solchen Regelmäßigkeiten, die zu diskursiven Strömungen, Tendenzen oder gar Zwängen führen, und tendenziell die Produktion künftiger Diskursereignisse prädeterninieren oder wenigstens beeinflussen können. Klammert man so etwas, wie es T. anscheinend beabsichtigt, aus der Diskursanalyse aus, handelt es sich nicht mehr um den Foucault'schen Diskursbegriff und auch nicht mehr um eine linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault.

[...] sehe ich es als Aufgabe der Diskursanalyse an, Rechenschaft zu geben über das, was gesagt wird, nicht aber darüber, welche bedeutungsirrelevanten Regeln in den zu analysierenden Aussagen eingehalten werden. Es geht darum, die einer gewählten Fragestellung zuzuordnenden Aussagen des Diskurses in Hinblick auf ihre Bedeutung zu analysieren. Dabei verstehe ich Diskurs als ein Archiv von Sprachzeichen: Morpheme, Wörter, Wendungen, also kleinere und größere Textsegmente, und schließlich gesamte Texte, in ihren jeweiligen Variationen, in ihren Kombinationen mit anderen Textsegmenten, wie sie in den Texten eingebettet in ihre jeweiligen Kontexte vorkommen, und wie sie sich in ihren Vorkommen voneinander unterscheiden. [S. 71]

Jeder, der Foucaults Text *Die Ordnung des Diskurses* jemals gelesen hat, weiß, dass das Verständnis von *Diskurs* bei Foucault (und mit ihm bei der linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault) über das hier von T. skizzierte Verständnis deutlich hinausgeht. Was T. hier formuliert, ist ein eher klassisch linguistisches denn ein Foucault'sches Konzept.

Was ein rekurrentes Textsegment ist (z. B. eine Kette hervorgebrachter Laute) und was es bedeutet, ist das Ergebnis von Aushandlungen. Zu einer Aushandlung gehören wenigstens zwei Personen. Ein Aushandlungsprozess kann jederzeit neu aufgerufen werden. [S. 71f.]

Der hier aufscheinende Bedeutungsbegriff ist, wenn man ihn nicht als bloß metaphorischen und bloße *façon de parler* begreift, wegen seiner impliziten Berufung auf Bewusstheit und autonomes Verfügen sehr weit von jedem sinnvollen linguistischen Bedeutungsverständnis entfernt. Er schließt alles Unbewusste, Implizite, als selbstverständlich Unterstellte aber nie Explizierte, alles subkutane Wissen aus. Diese Position ist viel zu aktivistisch und subjektgläubig!

Eine Diskurslinguistik, die ihre vornehmliche Aufgaben darin sieht, universale (oder auch nur einzeldiskurspezifische) Gesetzmäßigkeiten, die im Diskurs wirksam werden, zu finden, hat sich die Perspektive einer synchron ausgerichteten Systemlinguistik zu eigen gemacht. [S. 72]

Es ist eine massive Unterstellung, und fern der Wirklichkeit der kritisierten Positionen, wenn T. hier kontrafaktisch der linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault eine solche Nähe zum Gesetzesbegriff der Systemlinguistik unterstellt. Das genaue Gegenteil ist wahr.

Als die Bedeutung des Textsegments *Klimawandel* verstehe ich das Ensemble aller Aussagen, mit denen es paraphrasiert wird, gewichtet nach Zeitablauf, Frequenz und intertextuellen Bezügen in nachfolgenden Aussagen. [S. 72]

Das ist ein viel zu abstrakter ‚Bedeutungs‘-Begriff, und zudem viel zu ausdruckslastig, zu wenig semantisch gedacht. (Linguistisch gesprochen: rein distributionalistisch, wie im formalistischen amerikanischen Strukturalismus der 1940er- und 1950er-Jahre)

Aus meiner Sicht begibt sich eine in ihrem Anspruch zu eng gefasste Diskurslinguistik, die sich von den Versionen von Diskursanalyse abgrenzt, wie wir sie in den Sozialwissenschaften, in der Psychologie und Anthropologie oder den Geschichtswissenschaften finden, in Gefahr, ihren Gegenstand als isolierbares System zu konstruieren, das im Sinne methodisch ‚strenger‘ Wissenschaftlichkeit beschreibbar wäre. [S. 72]

Wen meint T. hier? Meint er damit die deutsche linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault (von Busse, Warnke, Wengeler, Ziem u. a.)? Das, was er hier beschreibt, trifft auf diese in keiner Weise zu und kann überhaupt keine der mir bekannten diskursanalytischen Positionen sein. (Baut T. hier einen für seine Argumentationslinie nützlichen Popanz auf?)

Eine Diskurslinguistik, die ihre vornehmliche Aufgaben darin sieht, universale (oder auch nur einzeldiskurspezifische) Gesetzmäßigkeiten, die im Diskurs wirksam werden, zu finden, hat sich die Perspektive einer synchron ausgerichteten Systemlinguistik zu eigen gemacht. [S. 72]

Teubert ignoriert den erheblichen Unterschied, der zwischen Zielen einer Systemlinguistik und Zielen einer Diskursanalyse bei/nach Foucault besteht! Die diskursiven Regelmäßigkeiten, die Foucault anspricht, sind meilenweit vom Gesetzesbegriff der Systemlinguistik entfernt!

Im Gegensatz dazu sehe ich ihre Aufgabe in erster Linie darin, das Gesagte so aufzubereiten, dass einer ‚interpretativen Gemeinschaft‘ [...] der Zugriff auf denjenigen Diskursausschnitt ermöglicht wird, der für die Klärung einer entsprechenden Sinnfrage relevant ist. [S. 72]

Das ist ein völlig neues und anderes Verständnis von ‚Diskursanalyse‘, das kaum zu dem passt, was überwiegend unter dieser Bezeichnung verstanden wird und wurde.

Somit kann es keine Diskursanalyse ‚von außen‘ (also durch einen sekundären Beobachter) geben; jeder Analytiker ist immer auch Diskursbeteiligter. [S. 73]

Das ist ein Verständnis von Diskursanalyse, das dem von Foucault diametral entgegengesetzt ist. Diesem zufolge ist die ‚beste‘ (und in seinem Verständnis allein mögliche) Diskursanalyse eine, die von ihrem Gegenstand um mindestens 100 Jahre entfernt ist.

Bedeutung ist, so gesehen, ein (abstraktes) kulturelles Artefakt. Doch damit sie wirksam wird, bedarf es des interpretativen Akts. Dieser Akt ist, auch wenn er von Individuen vollzogen wird, immer auch kollaborativ. Er setzt Dialog voraus. Interpretation kennt keinen Methodenzwang; sie ist nicht an Regeln gebunden. [S. 73]

Diesen Aussagen kann wiederum in vollem Umfang zugestimmt werden. (Nur zieht T. anscheinend völlig andere Schlussfolgerungen daraus als ich.)

Der Diskurs hat eine diachronische Dimension. Ein großer Teil beschäftigt sich mit dem, was zuvor gesagt worden ist. Neue Beiträge beziehen sich gewöhnlich direkt oder indirekt auf frühere; sie greifen auf, was andere gesagt haben. Sie bestätigen, bezweifeln, verneinen, widersprechen. Alles, was symbolisch ist, also Zeichencharakter hat, ist das Ergebnis von Aushandlungen zwischen Diskursteilnehmern. [S. 74]

T. sieht die diachrone Dimension von Diskursen wieder nur im Modus des Bewussten, den autonom handelnden Individuen willentlich Verfügbaren. Foucault hingegen ging es auch um das Nicht-Bewusste, dem freien Willen tendenziell Entzogene im Diskurs und dem diskursiv realisierten Wissen.

Auch die deutsche Diskurslinguistik betrachtet Diskurs in erster Linie als Handlungspraxis, deren Gesetzmäßigkeiten es zu erkennen gilt, und erst in zweiter Linie als Archiv. Sie untersucht vornehmlich die Regelmäßigkeit von Phänomenen wie Frame-Konstitution und unternimmt inhaltliche Analysen vor allem, um die behauptete Regelmäßigkeit zu exemplifizieren. Das ist ein anderer Diskursbegriff als der, der Diskurs als virtuelles Archiv allen Gesagten auffasst. [S. 77]

Diese Darstellung ist eindeutig falsch. Sie trifft zumindest in keinster Weise auf meine (D. B.) Position zu. Im Gegenteil: Der Diskurs als Archiv steht gerade im Zentrum meines Interesses und aller theoretischer Bemühungen um eine linguistische Diskursanalyse.

Nimmt man die Prämisse ernst, dass Bedeutung etwas ist, was wir nur im Diskurs finden können, dann müssen wir die traditionelle Unterscheidung von lexikalischem und enzyklopädischem Wissen aufgeben. [S. 81]

Diese Aussage ist in vollem Einklang mit meiner Position. (T. insinuiert gelegentlich, dass es anders sei.)

Wenn nach der Bedeutung eines Textsegments gefragt ist, ist jeder Diskursteilnehmer angesprochen. Was Bedeutung angeht, ist der Sprachwissenschaftler in keiner Weise privilegiert. [S. 83]

Diese Aussage scheint, so platt gelesen, wie sie dort steht, jegliche Möglichkeit und jeglichen Erkenntnisgewinn einer linguistischen Semantik zu leugnen. Insofern liest sie sich semantikfeindlich und anschließbar an die Vertreibung der Semantik aus der Linguistik im amerikanischen Strukturalismus der 1940er- und 1950er-Jahre.

Bedeutung wird zwischen den Diskursteilnehmern verhandelt und lässt sich auch nur dort nachweisen. Was in den Köpfen der Diskursteilnehmer stattfindet und wie dort Bedeutungen repräsentiert sind, wissen Diskurslinguisten nicht, und es sollte sie auch nicht interessieren. Sie haben nur Zugriff auf Gesagtes. [S. 84]

Es ist doch gerade das Problem, was das ‚Gesagte‘ ist, und wie man Zugang zu ihm finden kann. Die erheblichen theoretischen Probleme, die darum kreisen, werden von T. völlig umgangen und möglicherweise vollständig ignoriert. So, wie es hier benannt wird, könnte man den Eindruck haben, als meinte T., es gebe einen direkten, ungefilterten, durch gesellschaft-

liche Wissensstrukturen nicht tangierten und deformierten Zugang zum ‚Gesagten‘. Eine solche Position würde der meinen jedoch diametral widersprechen.

Die Bedeutung lexikalischer Einheiten (rekurrenter Textsegmente) findet sich nur im Diskurs. Das gilt in gleicher Weise für Wissen. Bedeutung und Wissen müssen öffentlich sein; sonst könnten sie nicht diskursiv verhandelt werden. Wissen ist folglich diskursintern. Was ungesagt bleibt, ist irrelevant, konstituiert kein Wissen. [S. 84]

Der hier von T. formulierte oder benutzte Wissensbegriff ist m. E. aporetisch und idiosynkratisch. Stattdessen ist richtig: Wissen ist im Diskurs und in den Köpfen der Individuen zugleich. Das theoretische und wissenschaftliche Problem ist es gerade, das Verhältnis beider Ebenen des Wissens herauszuarbeiten. Dieses ist komplex, schwierig, berührt sprach- und erkenntnistheoretische und auch kognitions- und kulturwissenschaftliche Kernfragen, und weit davon entfernt, auch nur annähernd gut aufgeklärt zu sein.

Sich, wie T. es offenbar tut, auf eine Seite (die des Diskurses) zurückzuziehen, und dann die andere völlig zu ignorieren oder für irrelevant zu erklären, ist Selbstaufgabe jedes wissenschaftlichen Anspruchs und Erkenntnisinteresses in Hinblick auf diese schwierige Problematik. Ich gehe im Gegensatz zu T. davon aus, dass es sich durchaus lohnt, über dieses schwierige Verhältnis nachzudenken. Es ist (im Gegensatz zu T.) eines der Zentren meines gesamten eigenen theoretischen und wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens.

In all diesen Schulen ist Wissen öffentliches Wissen, und es ist unausweichlich kontingent, eben weil es symbolisch und daher jederzeit neu verhandelbar ist. Wissen ist Teil der Kultur. [S. 91]

Dem kann ich voll zustimmen.

Was immer in der Welt da draußen passiert, kann solange nicht kommuniziert werden, als es nicht in sprachlicher, d. h. symbolischer Form, vorgelegt wird. Damit über Bedeutung und Wissen verhandelt werden kann, muss beides öffentlich sein. Privates Wissen und private Bedeutung können nur insoweit kommuniziert werden, als sie in den Diskurs eingebracht werden können. [S. 91]

Auch dieser Aussage kann vollumfänglich zugestimmt werden. (Nicht jedoch dem, was dann darauf in T.'s Text unmittelbar folgt.)

Kognition – Sprachsystem – Diskurs [S. 91]

Indem T. unter dieser Überschrift und im gegebenen Kontext Positionen einer kognitivistischen Systemlinguistik (etwa post-Chomsky'scher Prägung) diskutiert, schiebt er Ansätze einer linguistischen Diskursanalyse im Anschluss an Foucault, die sich in Bezug auf Aspekte des individuell verfügbaren Wissens und seiner Strukturen im Gegensatz zu T. keine Denkverbote auferlegt haben (ich selbst habe diese Ansätze unter dem Slogan einer *linguistischen Epistemologie* zusammengefasst), implizit in die Nähe der hier von ihm inkriminierten Ansätze. Das schafft ein völlig verfehltes Bild; sind die hier explizit kritisierten post-Chomsky'schen Ansätze von den implizit kritisierten diskursanalytisch-epistemologischen Ansätzen doch mindestens ebenso weit entfernt wie von seinem eigenen Ansatz.

Es ist daher völlig unverständlich, wieso T. diesen Abschnitt (in der darin insinuativ zelebrierten Gegnerschaft) überhaupt in seinen Aufsatz und in den Kontext des vorliegenden Bandes aufgenommen hat.

Dazu kommt, dass auch in wichtigen Varianten der Diskursanalyse, ob in Deutschland oder anderswo, lange noch mit dem Bestreben zu rechnen war, Sprachwissen von Weltwissen zu isolieren und zu unterstellen, dass lexikalische Einheiten als Typen gesehen werden müssen, deren Bedeutung in allen Vorkommen dieselbe bleibt und etwaigen Unterschiede nur durch eine zweite Systemebene, nämlich die der Pragmatik, ausgebügelt werden. So hat sich Sprache als eigenständiges System begreifen lassen, das sich ohne Bezugnahme auf das in Diskursen verhandelte Weltwissen beschreiben lässt. [S. 94f.]

Diese Aussage ist in dem Absatz und Kontext, in dem sie formuliert ist, völlig deplatziert, da sie in Bezug auf die in demselben Absatz zuvor genannten Positionen und Personen schlicht grundweg falsch ist. Diese gehen im Gegensatz zu dem, was T. durch seine Art der kontextuellen Einbettung dieser Aussage insinuiert, gerade von der Untrennbarkeit von Sprachwissen und Weltwissen aus, also genau dem, was T. (richtigerweise) für eine vernünftige Diskursanalyse reklamiert.

Es handelt sich hier um ein so grandioses Missverständnis der Intentionen der Genannten, dass man ernsthaft nach den Motiven und Zielen desjenigen fragen muss, der solche eklatanten und überaus offenkundigen Fehldeutungen in die Welt setzt! Genau das Gegenteil des von ihm Behaupteten ist eines der zentralen Ziele der hier von T. Kritisierten!

Eine solche Diskurslinguistik würde sich, anders als heute üblich, in den Geisteswissenschaften verorten und damit den illusionären Anspruch aufgeben, die Wirklichkeit von Sprache eines isolierbaren Systems (wie es etwa die Mechanik darstellt) abzubilden. [aus der 1. Fassung]

Diese Art von Bemerkungen bezieht sich auf nichts, was in der heutigen deutschen Diskurslinguistik im Anschluss an Foucault vertreten wird. Teubert jagt hier einer Phantasmagorie nach, der in der derzeitigen diskurslinguistischen Realität in Deutschland nichts entspricht. Ist das, was er hier betreibt, nicht am ehesten vergleichbar mit dem journalistischen Tontaubenschießen, in dem man sich erst einen Gegner konstruiert (und herbeiphantasiert mit Eigenschaften, die den realen Personen, die in diesem Zusammenhang genannt oder insinuiert werden, in nichts entsprechen), um sie dann diskursiv ‚abschießen‘ zu können?

Es ist diese Art von systembezogener Diskursanalyse, wie wir sie aus den 1990er-Jahren kennen, die inhaltliche Stellungnahmen zum Diskursinhalt weitgehend ausgeklammert hat. [S. 95]

T. scheint davon auszugehen, dass es Ziel einer kulturalanalytischen Text- und Diskursanalyse sein kann oder müsste, immer zu den beschriebenen Inhalten Stellung zu nehmen. Wäre dies das Prinzip aller kulturalanalytischen und -historischen Forschung, wäre diese inhaltlich ziemlich arm. Oder wäre irgendein Sinn darin zu sehen, etwa zu den kulturellen Praktiken der Trobriander in irgendeiner Weise ‚inhaltlich Stellung zu nehmen‘? Die hier durchscheinende Position T.'s steht auch in striktem Widerspruch zu dem von ihm an anderer Stelle positiv für sich reklamierten Kulturwissenschaftsverständnis von Clifford Geertz.

Dieses Bedeutungskonzept, das die Bedeutung nicht im Subjekt, sondern im Diskurs verortet, ist alles andere als neu. [S. 96]

Das zu erklärende Problem ist doch gerade, dass *beides* richtig ist: Indem die ‚Bedeutung‘ zwar nicht im Subjekt ihren Ursprung hat, es andererseits ‚Bedeutung‘ aber ohne ihre individuelle Realisierung im kognitiven Apparat lebender Individuen ebenso wenig gäbe wie ohne den Diskurs.

Die maßlose Überschätzung individuellen Bewusstseins [S. 96]

Mir scheint, dass es gerade T. ist, der sich mit seinem sich immer wiederholenden Abheben auf „Aushandeln“ und einen unmittelbaren Zugang zum „Gesagten“, kurz, mit der bei ihm ständig durchscheinenden Feier des autonomen, seiner selbst gewissen und aus freiem Willen handelnden und verstehenden Subjekts eine „*maßlose Überschätzung individuellen Bewusstseins*“ leistet.

Wir sollten, meine ich, Abstand nehmen von Modellen, die suggerieren, dass das, was in den Köpfen der Diskursteilnehmer vorgeht, plausibel zu machen wäre. [S. 97]

Hier unterliegt T. einem fundamentalen Irrtum. Die gesamte Semantik, ja, die gesamte Linguistik, mehr noch, wohl auch alle Kulturwissenschaft versucht im Kern nichts anderes, als das plausibel zu machen, was in Köpfen von Menschen vorgeht.

Schlechterenfalls (und wie weithin üblich) wird nur das plausibel gemacht, was im Kopf des jeweiligen Wissenschaftlers vor sich geht. Dies gilt insbesondere für alle Ansätze, die jegliche wissenschaftliche Methodik strikt ablehnen, etwa solche die sich einer ‚Hermeneutik‘ im Geiste Gadamers zurechnen.

Besserenfalls sind diese Einsichten gestützt durch korpusbezogene, methodisch geleitete Untersuchungs- und Absicherungs-Schritte, die die systematisch gesehen niemals ganz zu vermeidende Subjektivität und Interpretativität Bedeutungs-, Sprach-, Wissens- und Kultur-bezogener Erkenntnisse ergänzen und ggf. korrigieren können.

Aber: Gleich ob methodisch reguliert und kontrolliert (was ich immer vorziehen würde) oder offen subjektiv-hermeneutisch: Es bleibt dabei, dass nur expliziert wird, was in Köpfen vor sich geht oder gegangen ist.

Eine sinnvolle Privatsprache des ‚Ich‘, in der den mental verwendeten Zeichen Bedeutungen ohne Rückbindung an den Diskurs zugeordnet werden, kann es nicht geben. [S. 99]

Dieser Aussage stimme ich in vollem Umfang zu.

Was aber ein Zeichen bedeutet, ist immer das Ergebnis kontingenter Aushandlungen, ein Ergebnis, das wir akzeptieren können, aber nicht müssen. Bevor Zeichen in den Kopf kommen, müssen sie im Diskurs konstruiert und ausgehandelt worden sein. [S. 101]

Wieder verwendet T. die hochproblematische und tendenziell irreführende Metapher des ‚Aushandelns‘. Sie insinuiert für die Individuen eine Bewusstheit, eine Intentionalität und eine willentliche Verfügbarkeit über das ‚Ergebnis‘ des ‚Ausgehandelten‘, die tatsächlich niemals

gegeben ist. Vielmehr sind Zeichenbedeutungen Ergebnis sozialer (symbolischer) Interaktions- und Zeichengebrauchsprozesse, auf die die einzelnen Individuen erstens sowieso keinen unmittelbaren volitiven Einfluss haben, und die sie zweitens so gut wie niemals bewusst als solche wahrnehmen. T.'s Formulierungen weisen daher tendenziell in die falsche Richtung.

Dietrich Busse und ich: was uns trennt, was uns verbindet

Ein wichtiger Unterschied zwischen Dietrich Busses und meiner Position ist, dass für ihn Wissen, sei es direktem Erleben oder dem Diskurs verdankt, im Kopf ist, *somit also privates Wissen*, während das Wissen, mit dem sich Diskursanalyse beschäftigen sollte, für mich prinzipiell nur öffentliches Wissen sein kann, also all das, was im Diskurs über Diskursobjekte ausgesagt wird. [Hervorhebung D. B.] [S. 113]

Diese Behauptung ist eindeutig falsch.

Alles Wissen ist sprachlich, und nur insoweit es versprachlicht ist, ist es Wissen. [S. 113]

Das ist auch meine Position

Es gibt, denke ich, zwei Gründe, warum sich die Diskursanalyse nur mit dem beschäftigen sollte, was im Diskurs gesagt ist. [S. 114]

Woher weiß man (woher weiß T.), was das ‚Gesagte‘ ist? (Siehe dazu auch die Ausführungen oben.)

Aber seinen eigentlichen Ort hat das Wissen Busse zufolge trotzdem nicht im Diskurs, sondern außerhalb, nämlich in den Köpfen der Diskursteilnehmer, also derer, die Wissen in „Zeichen-Ausdrücke“ umwandeln, und derer, die diese Aussagen „interpretierend“ und „schlussfolgernd“ in ihr Vorwissen integrieren. Dort, in den Köpfen, wird es mental verarbeitet. Busse geht davon aus, „dass es ein sinnvolles Ziel einer kulturwissenschaftlichen Analyse des bedeutungsrelevanten Wissens [...] sein kann, auch unabhängig von der Frage nach seiner Genealogie und historischen Vorprägung der Frage nach der Struktur (bzw. den Strukturen) dieses Wissens nachzugehen.“ [S. 114f.]

Anders als T. unterstellt, ist mit dem Wissen, das ich hier angesprochen habe, immer das soziale, kulturelle Wissen gemeint. (Gleich, ob man es innerhalb oder außerhalb der Köpfe ‚verortet‘.) Wie bereits erwähnt kommt es darauf an, das schwierige und komplexe Verhältnis von Sozialität und Individualität des diskursrelevanten (verstehensrelevanten) Wissens aufzuklären. Mithin das Verhältnis von Sozialität der Genese, Iteration und Prädetermination und der unhintergehbaren Individualität und Subjektivität des Verfügens, Prozessierens und kognitiven Konstruierens des (hier als verstehensrelevantes und diskursives auftretenden) menschlichen Wissens generell.

Anders als natürliche Gesetzmäßigkeiten bedürfen (kulturell determinierte) Konventionen der Interpretation durch den Anwender, *und es liegt in seiner Hand*, inwieweit er ihnen folgt. (Hervorhebung D. B.) [S. 115]

T. konstituiert hier ein autonomes Subjekt, an das ich nicht mehr glaube!

Für mich, aber nicht für Dietrich Busse, bedeutet das, dass der Analytiker das, was er in den Köpfen der Diskursteilnehmer sucht (also vermitteltes Wissen), indem er entsprechende Modelle heranzieht, viel einfacher und konkreter fassen könnte, indem er sich direkt mit dem, was im Diskurs gesagt wird, beschäftigt. [S. 115]

Es gibt keinen direkten, unmittelbaren Zugang zu dem ‚im Diskurs Gesagten‘. T. scheint naiv daran zu glauben.

Das Problem, das Busse mit seiner eleganten Rechtfertigung einer kognitiven Perspektive hat, liegt darin, wie mir scheint, dass für ihn (wie für Descartes) Wissen privat ist, dass es sich im Kopf eines Diskursteilnehmers und nicht im Diskurs selber befindet. [S. 116]

Hier missversteht T. meinen Ansatz gründlich. Dass Wissen privat ist, habe ich nie, an keiner einzigen Stelle in meinem Gesamtwerk, jemals gesagt. Es ist auch nicht meine Position. Vielmehr kommt es, wie zuvor schon mehrfach ausgeführt, auf das komplexe Verhältnis von privatem Verfügen und sozialer Konstitution und Prädetermination des diskursrelevanten Wissens an. An der Aufklärung dieser für jede Sprach-, Erkenntnis-, Wissens- und Diskurstheorie m. E. zentralen Frage hat T. anscheinend keinerlei Interesse. Dass dies bei einem Diskursanalytiker wie T. überhaupt der Fall sein kann, ist wiederum mir völlig unverständlich

Doch die eigentliche linguistische Diskursanalyse operiert, wie ich Busse verstehe, in gleichsam archaischen Gefilden und positioniert sich folglich (in Grenzen) außerhalb des kulturell und gesellschaftlich determinierten Diskurses, der Gegenstand seiner Analyse ist. [S. 116]

Das habe ich nie gesagt und ist auch nicht so.

Der Unterschied zwischen der interpretativen Arbeit normaler Diskursteilnehmer und der akademischen Diskursanalyse liegt, so scheint es, darin, dass nur die letztere eine wissenschaftliche Methodik besitzt, die nicht kultureller Determination unterworfen ist. Aber gibt es die? [S. 117]

Natürlich nicht. Trotzdem kann sie einen höheren Erkenntnisgewinn erzeugen. Alles andere (Teuberts Ansicht?) würde ja jeglichen Erkenntnismehrertrag durch Wissenschaft leugnen. Sieht T. das so? Warum hat er dann seinen Lebensunterhalt und seine Pension innerhalb der Wissenschaft verdient? (Sind solche Aussagen wie hier nicht tendenziell wissenschaftsfeindlich?)

‚Wissen wie‘, das nicht mit ‚Wissen dass‘ einher geht, würde ich dagegen lieber als ‚Können‘ bezeichnen. [S. 117]

Eine problematische Unterscheidung, die m. E. nicht viel weiterhilft und zahlreiche Aspekte von ‚Wissen‘ ausschließt.

[...] dass die Entfaltung des Diskurses (oder eines Diskurses) kontingent und unvorhersehbar vollzieht, wenn gleich sie im Nachhinein deutbar sein mag. [S. 117]

Nicht mehr ist behauptet worden. Um nichts anderes geht es.

Ich glaube, dass es ein problematisches Erbe abendländischer Aufklärung ist, Wissenschaftlichkeit vor allem darin zu sehen, dass für das, was unregelt, zufällig erscheint, kausale Erklärungen gefunden werden müssen. Das betrifft letztlich auch die Agentivität: die Psychologien vieler Ansätze (einschließlich der Psychoanalyse) versuchen, menschliches Verhalten als Ergebnis regelhaft ablaufender Sachverhalte darzustellen. Nicht anders verfährt die Philosophie des Geistes. [S. 117f.]

Teuberts Ansatz, wie er hier aufscheint, ist zutiefst a-historisch, a-genealogisch. Damit erklärt er für uninteressant, was einer der wesentlichsten Antriebe für Foucaults Diskursidee war, und was einer der wichtigsten Antriebe auch der nach-Foucault'schen Diskursanalyse ist. Es mag sein, dass T. sich persönlich dafür nicht interessiert. (Siehe die in diesem Zusammenhang einschlägigen Ausführungen von Habermas zum Verhältnis von *Erkenntnis und Interesse*.) Das heißt aber nicht, dass es nicht dennoch ein interessanter Gegenstand bzw. eine interessante Forschungsidee sein könnte. Im Grunde schafft T. damit komplett alle historischen Wissenschaften mit einem Federstrich ab. Da nach Foucault eine echte Diskursanalyse aber immer nur im großen historischen Abstand erfolgen kann, schafft T. hiermit implizit auch die Diskursanalyse im Sinne von Foucault insgesamt ab.

Was die Diskursanalyse für mich zu einem so wichtigen Thema macht: Sie gibt dem Bürger, sobald er erkannt hat, dass die Wirklichkeit, in der er sich befindet, diskursiv konstituiert ist, die Möglichkeit, *gemeinsam mit anderen auf diese Wirklichkeit Einfluss zu nehmen*. Eine Zivilgesellschaft, die sich dessen bewusst ist, lässt sich nicht mehr mit dem Verweis auf eine angebliche Alternativlosigkeit abfertigen. Sie kann sich der Mächte, die sich ihrer zu bemächtigen versuchen, entledigen, indem sie sich vom Konsum des hegemonialen Diskurses emanzipiert und auf aktiver Teilnahme besteht. [Hervorhebung durch D.B.] [S. 119f.]

T. vertritt hier einen naiv-emphatischen Begriff der Freiheit des Subjekts, der weit jenseits aller Intentionen von zahlreichen von T. zustimmend zitierten Autoren (Foucault, Derrida, Nietzsche) liegt. Hier liegt eine strikte Trennlinie zwischen unseren beiden Ansätzen von Diskurs und Diskursanalyse, da ich mich (mit Foucault) viel stärker für die Elemente des Diskurses und des gesellschaftlichen Wissens interessiere, die jenseits dieser von T. so hoffnungsfroh apostrophierten Autonomie der in völliger Freiheit über sich und ihr Denken und Handeln verfügenden Individuen liegt.

Der Diskurs als Ganzes und jeder Spezialdiskurs ist ein kollektives Phänomen. Er schreibt die Texte, aus denen er besteht, Subjekten, Diskursteilnehmern zu. [S. 139]

Das ist m. E. ein Nebenaspekt von Diskursen, nicht zentral.

Der Diskurs ist ferner kontingent in Hinblick auf seine diachronische Dimension. Das bereits Gesagte determiniert in keiner Weise, was als nächstes gesagt wird (außer in dem Sinn, dass neue Diskursbeiträge durch die Wiederaufnahme bereits verwendeter Textsegmente auf vorhandene Texte referieren). [S. 140]

Das ist (in dieser Radikalität) so fern jeder historiographischen, kulturalistischen, sozialwissenschaftlichen Erkenntnis und Erkenntnisinteressen, dass es sich selbst aus dem Diskurs der meisten Diskurs-, Text- und Wissens-bezogenen Wissenschaften ausschließt.

Bedeutung ist das, wofür Textsegmente als Sinneinheiten (z. B. Morpheme, Wörter, größere lexikalische Einheiten, mehr oder weniger feste Wendungen usw.) stehen. [S. 138]

Genau, aber was ist dieses „das“? Genau darum geht es (mir).

Was eine Sinneinheit bedeutet, ist die Summe all dessen, was über diese Sinneinheit ausgesagt ist. Paraphrasen sind notwendige Instrumente der Aushandlungen von Bedeutungen. [S. 139]

Das ist ein objektivistisches, zutiefst positivistisches Verständnis, das Zahlreiches ignoriert, was in kulturalistischen Ansätzen untersucht wird.

Die Bedeutung einer Sinneinheit entspricht dem Wissen, das der Diskurs über das Diskursobjekt enthält, für das sie stehen. Wissen in diesem Sinn ist nicht ‚wahr‘, sondern all das, was über das Diskursobjekt ausgesagt ist. [S. 139]

Richtig; und genau um die Beschreibung dieses Wissens geht es. T. scheint es für unbeschreibbar (und der Wissenschaft nicht zugänglich) zu halten, ich schon. Gäbe man den Anspruch und das Ziel auf, dieses Wissen beschreiben zu können, würde man wohl 80 % der Erkenntnisziele gegenwärtiger Kultur- und Sozialwissenschaften aufgeben. Trotz aller Fehlansätze und -deutungen, die in solchen Wissenschaften zur Zeit verbreitet sind, fragt sich dennoch: wäre das (worauf T.'s Position offenkundig hinausläuft) wirklich ein sinnvolles, gutes Ziel für die heutigen Vertreter solcher Wissenschaften?

Erwähnte Literatur

- Bartlett, Frederick C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (1972 ff.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta. (= Reihe „Sprache und Geschichte“ Bd. 13, Hrsg. R. Koselleck und K. Stierle)
- Busse, Dietrich (2000): *Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 31, Heft 86, S. 39–53.
- Busse, Dietrich (2003a): *Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie*. In: Carsten Dutt (Hrsg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*. Heidelberg: Winter, S. 17–38.
- Busse, Dietrich (2005): *Architekturen des Wissens. Zum Verhältnis von Semantik und Epistemologie*. In: Ernst Müller (Hrsg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch*. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004). Hamburg: Felix Meiner, S. 43–57.
- Busse, Dietrich (2006): *Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik*. In: Lutz Danneberg/Wilhelm Schmidt-Biggemann/Horst Thomé/Friedrich Vollhardt (Hrsg.): *Scientia Poetica 10*. (Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften). Berlin, New York: de Gruyter, S. 101–137.
- Busse, Dietrich (2007a): *Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Ingo H. Warnke (Hrsg.): *Diskurslinguistik. Theorie und Gegenstände*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 81–105. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 25)
- Busse, Dietrich (2007b): *Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik*. In: Heidrun Kämpfer (Hrsg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 73–114. (= Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache)
- Busse, Dietrich (2008a): *Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung*. In: Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 57–88.
- Busse, Dietrich (2008b): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem In-*

- teresse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Alexander Haardt/Nikolaj Plotnikov (Hrsg.): Diskurse der Personalität: Die Begriffsgeschichte der ‚Person‘ aus deutscher und russischer Perspektive. München: Wilhelm Fink, S. 115–142.
- Busse, Dietrich (2009): Semantik. Eine Einführung Paderborn: Wilhelm Fink. (= UTB 3280)
- Busse, Dietrich (2012a): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Busse, Dietrich (2012b): Linguistische Diskursanalyse. Die Macht der Sprache und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit aus der Perspektive einer linguistischen Epistemologie. In: Reiner Keller/Werner Schneider/Willy Viehoveer (Hrsg.): Diskurs – Wissen – Sprache. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 51–77. (= Reihe Interdisziplinäre Diskursforschung)
- Busse, Dietrich (erscheint 2014): Kulturwissenschaftliche Orientierungen in der Sprachwissenschaft. In: Ludwig Jäger/Werner Holly/Peter Krapp/Samuel Weber (Hrsg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft. Berlin, Boston: de Gruyter. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft)
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Dietrich Busse/Fritz Hermanns/Wolfgang Teubert (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28. [Wiederabdruck im vorliegenden Band. [S. 13ff.]
- Foucault, Michel (1961): Histoire de la folie à l'âge classique – Folie et déraison. Paris: Plon. (Dt.: Foucault, Michel : Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993).
- Foucault, Michel (1963): Naissance de la clinique: une archéologie du regard médical. Paris: Presses Universitaires de France. (Dt.: Foucault, Michel (1988): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1966a): Le mots et les choses. Paris: Gallimard. (Dt.: Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1966b): Entretien: Michel Foucault, ‚les mots et les choses‘. In: Les lettres françaises 1125. (Dt.: In: Reif, Adelbert (Hrsg.) (1973): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 147–156).
- Foucault, Michel (1969): L'archéologie du savoir. Paris: Gallimard. (Dt.: Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1971): L'ordre du discours. (Leçon inaugurale au Collège de France prononcée le 2 decembre 1970). Paris: Gallimard. (Dt.: Foucault, Michel (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Wilhelm Fink).
- Foucault, Michel (1975): Surveiller et punir. La naissance de la prison. Paris: Gallimard. (Dt.: Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Geertz, Clifford (1973): Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: Ders.: The Interpretation of Cultures. Selected Essays by Clifford Geertz. New York: Basic Books, S. 3–32.
- Greimas, Algirdas Julien (1966): Sémantique structural. Paris: Larousse. (Dt.: Greimas, Algirdas Julien (1971): Strukturelle Semantik. Braunschweig: Vieweg).
- Grice, Herbert Paul (1968/1975): Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (Hrsg.): Syntax and Semantics. Bd. 3: Speech Acts. New York: Academic Press, S. 41–58. (Dt.: Grice, Herbert Paul (1979): Logik und Konversation. In: Georg Meggle (Hrsg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 243–265).
- Günthner, Susanne/Angelika Linke (2006): Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 34, S. 1–27.
- Habermas, Jürgen (1973): Wahrheitstheorien. In: Helmut Fahrenbach (Hrsg.): Wirklichkeit und Reflexion. Walter Schulz zum 60. Geburtstag. Pfullingen: Neske, S. 211–265.
- Husserl, Edmund (1913): Logische Untersuchungen. Bd. 2/1. 6. Aufl. Tübingen: Niemeyer 1980. (Nachdruck der 2. umgearbeiteten Aufl. 1913; zuerst 1901).
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta, S. XIII–XXVII.
- Koselleck, Reinhart (1978): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Ders. (Hrsg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 19–36.

- Koselleck, Reinhart (2006): Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spee und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zu Einleitungsfragmenten Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Linke, Angelika (2003): Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse. In: Helmut Henne/Horst Sitta/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches. Tübingen: Niemeyer, S. 25–65.
- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society*. Chicago: University of Chicago Press. (Dt.: Mead, George Herbert (1968): *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp).
- Reichardt, Rolf (1982): Zur Geschichte politisch-sozialer Begriffe in Frankreich zwischen Absolutismus und Restauration. Vorstellung eines Forschungsvorhabens. In: Brigitte Schlieben-Lange/Joachim Gessinger (Hrsg.): *Sprachgeschichte und Sozialgeschichte*. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 12, Heft 47, S. 49–74.
- Reichardt, Rolf (1985): Einleitung. In: Rolf Reichardt/Eberhard Schmitt (Hrsg.) (1985 ff.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*. München: Oldenbourg, S. 39–148.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1986): *Relevance. Communication and Cognition*. Cambridge: Harvard University Press.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1987): *Précis of: Relevance. Communication and Cognition*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 10, S. 697–754.
- Teubert, Wolfgang (2010): *Meaning, Discourse and Society*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Warnke, Ingo H. (Hrsg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ziem, Alexander (2005): Zur Verwandtschaft von Frame-Semantik und Diskursanalyse. Abrufbar über: *L'analyse du discours en Allemagne et en France: Tendances actuelles en sciences du langage et en sciences sociales*, www.johannes-angermueller.de.
- Ziem, Alexander (2008a): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ziem, Alexander (2008b): *Frame-Semantik und Diskursanalyse – Skizze einer kognitionswissenschaftlich inspirierten Methode zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 89–116.